



Sachsen's Volkssagen

Balladen, Romanzen und Legenden

von

(Ernst) Widar (Amadeus) Ziehnert.



Schwarzenberg

III^ter Band.

Annaberg,

Verlag von Rudolph & Dieterici

1839.

Vorwort.

Mit diesem Theile sind die Sagen Sachsens beendet, und der Unterzeichnete hat für sich und seinen Sohn, den leider zu früh heimgegangenen Verfasser, so wie für die Herren Verleger dem Publikum den innigsten Dank zu sagen, theils für die Mittheilung von interessanten Materialien, theils für die zahlreiche Subscription auf 3000 Exemplare. Dank auch den Freunden und Kritikern dieser Sagen für das gütige und nachsichtsvolle Urtheil, womit sie solche beehrten. Wie belehrend und ermunternd würde es dem Sänger gewesen seyn, wenn nicht ein unerforschliches Schicksal schon die Lyra seiner Hand entnommen hätte! Mögen seine Sagen dem Vaterlande ein freundliches Vermächtnis des jugendlichen Sängers

seyn, und seinen Namen noch kommenden Geschlechtern ehrend nennen! Berichtigungen der prosaischen, und Erzählung der am Schlusse nur angedeuteten Sagen, würden dem Unterzeichneten, um Sachsens Sagenschatz möglichst zu vervollständigen, sehr willkommen seyn!

Schlettau im Mai 1839.

J. G. Ziehnert,
Pastor.

Des Sängers Leben

By Johann Gottlieb Ziehnert.

selbst ist — **Sage** geworden. Als der Vater dem Grabe nahe gebracht wurde von des Krieges würgendem Fieber, drang dessen Gifthauch auch dahin, wo des Sängers Leben vorbereitet wurde in heiliger mütterlicher Nacht. Es begann im heitern Sonnenlichte zu athmen den 24. Juli 1814. Des Knabens Ankunft freute sich Joh. Gottlieb Ziehnert, Rector und erster Hospitalprediger in Königsbrück als Vater, und Frau Joh. Christiane geb. Schale aus Leipzig als Mutter. An heil. Stätte ward er dem Christenglauben geweiht und Ernst Widar Amadeus genannt. Seine ersten Kinderjahre waren auch, wie die anderer Kinder: ein öfterer Wechsel von Wohlseyn und Krankheit, von Angst und Freude! Bücher, viele Bücher um sich her in Reihen zu stellen, war des Kindes liebstes Spiel. Ende 1816 zogen die Eltern gen Großenhain, wo der Vater Mesodiakon und Prediger an der Neukirche geworden war. Mit dem 6ten Jahre lernte er schon gern und fleißig, unter Vaters Anleitung, lateinische Vokabeln, und bald nachher auch Grammatik. Darin etwas heimisch geworden, vereinigte er damit auch die griechische und französische Sprache, denn er wurde von einem ungemein glücklichen Gedächtniß begünstigt, und des Vaters Methode, durch vieljährige Erfahrungen erworben, erleichterte ihm sein Lernen. Da aber dem Vater anfing die Zeit zu mangeln, und er auch den Einzelunterricht von jeher etwas einseitig fand, ward Widar in die 3. Knabenklasse der

öffentlichen Schule gebracht, und der Vater behielt nur den Unterricht in der französischen Sprache. In seinem 10. Jahre übersetzte er bei dem wackern Hrn. Kantor Thieme das griechisch neue Testament, und wurde nun in die 1ste Knabenklasse versetzt. Hier verdankte er bis zu seiner Confirmation dem eifrigen und gründlichen Unterrichte des seel. Rectors Kühn, außer Religion, Geschichte, Arithmetik u. a. Wissenschaften, die grammatikalische Festigkeit in der lateinischen, griechischen und französischen Sprache. Ob er gleich täglich 9 bis 11 Stunden Unterricht genoß, der Vorbereitung und Wiederholung forderte, machte ihn dieß doch nicht müde und verdrießlich; sondern die wenigen Freistunden waren dem Scherze, dem stachellosen Witze und Jugendspielen, zugleich aber auch dem Zeichenunterrichte gewidmet, den er bei dem Hrn. Hegemeister 5 Jahre lang mit seltner Lust und Ausdauer benutzte! Es gab im frohen Knabenkreise selten ein sinniges Spiel, eine lustige Turnübung, eine harmlose Neckerei, wobei er nicht Theilnehmer oder Ansteller gewesen wäre, und kaum waren dergleichen Erscheinungen des Knabenalters vorüber, so wurden sie von ihm in Verse und Reime gebracht, und in einem kleinen Tagebuche, mit Carrikaturbildern versehen, gleich einer Zeitschrift der Classe bekannt gemacht, wodurch wol zuweilen beschränkte Köpfe und träge Geister in ihrem Lernen gestört wurden. Erhielten seine schnurrigen Erzählungen, Berichte und Zeichnungen Beifall, so machte es ihm auch wieder Vergnügen, schwächeren Mitschülern in ihren Studien fortzuhelfen. Dieser Gewohnheit hat er auch auf dem Lyceum und der Universität gehuldigt! Im Verein mit Andern, aus Tüchern, Schirmen und dergleichen Theater zu bauen, zu mahlen und Possen oder Heldenstücke für die gleich muntern Acteure zu schreiben, waren für ihn Festtage.

Außer einigen kleinen, der Jugend eigenthümlichen Uebeln, ergriff ihn im 12. Lebensjahre ein heftiges Scharlachfieber, das aber von seiner unverdorbenen Natur durch Gottes und Arztes Hülfe glücklich überstanden wurde. So hatte er mit stets heiterm Sinne, ununterbrochenem Fleiße und ehrlichem Gemüthe, denn Falschheit und Verstellung waren ihm immer fremd, seine Schulzeit beendet und wurde Ostern 1828 feierlich confirmirt. Nun galt es eine bestimmte Lebensweise zu wählen, die aber zu finden ihm sehr schwer fiel. Er hatte zu vielen Beschäftigungen Lust, aber zu keiner eine ausschließende, vorherrschende Neigung. Um Kaufmann, Apotheker oder Buchhändler zu werden, fand sich, sonderbar genug, für ihn weder in Dresden, Leipzig u. a. Orten ein Unterkommen. Da ward sein Vater Mitte Sommers 1828 zum Pfarrer in Schlettau berufen, und in Annaberg bald eine Materialhandlung gefunden, in die er als Lehrling eintreten sollte. Zufällig aber erfuhr er, daß daselbst ein Lyceum sey, und bestimmte sich nun für die Wissenschaften. Er ward am 4. October von dem seel. Rector Benedict, in Gegenwart des Hrn. Conrectors Köhler und des Hrn. Tertius (jetzt Subrector) Manitius examinirt und in Secunda aufgenommen. Hier genoß er zwei Jahre den eifrigen und gründlichen Unterricht des Hrn. Conrectors Gust. Eduard Köhlers, dem er in der lateinischen, griechischen und französischen Sprache sehr viel, und zugleich auch Bildung und Nährung seines poetischen Sinnes verdankte, und ungern in die erste Klasse aufrückte. Doch auch hier ward er bald bei dem frommen und gemüthlichen Unterrichte des seel. Rectors M. Traug. Fried. Benedicts einheimisch. Das Einzige, was ihm hier unfreundlich entgegen trat, war die hebräische Sprache, mit der er sich auch nie recht befreunden konnte. Seine Musestunden benutzte er zum Zeichnen und Mahlen,

oder zu poetischen Versuchen in deutscher und lateinischer Sprache, oder um schwächern Mitschülern in ihren aufgegebenen Lektionen zu helfen, ja wol solche ihnen ganz zu fertigen, und so ist mancher seiner Aufsätze, manches seiner Gedichte von Andern als ihr Eigenthum untergeschoben worden, und diese literarische Pascherei hat er auch während seiner Universitätszeit nicht eingestellt. Die ihm aufgegebenen schriftlichen Aufsätze pflegte er am liebsten in lateinischen Hexametern oder Distichen zu machen, und sind mehrere in das Selectenbuch des Lyceums aufgenommen worden. In der Metrik, namentlich in der lateinischen, gab es nicht leicht eine Sylbe, deren Länge oder Kürze nach den besten klassischen Dichtern er nicht gekannt hätte. Eben so vertraut war er mit den griechischen Dialekten. Auch auf dem Lyceum ließ er die unerschöpfliche Quelle seiner humoristischen Laune in Erzählungen, Gedichten und Zeichnungen sprudeln.

Michaelis 1832 bezog er die Universität Leipzig in der Absicht, Theologie zu studieren, was er aber nur that, um den Wunsch des Vaters zu erfüllen, der ihm aber übrigens volle Freiheit des Willens gestattete. Welche von den berühmten und gelehrten Professoren der Leipziger Hochschule er hörte, braucht, da er fast aus keinem Hörsaale wegblieb, nicht bemerkt zu werden, doch besuchte er besonders die Vorlesungen des Hrn. Kirchenraths D. Winer. Seine akademischen Freistunden widmete er theils der D i c h t k u n s t, und gewann dadurch 1833 den Preis für die Constitutionsode, und ein königl. dreijähriges Stipendium; ferner der M a l e r e i, die er besonders in den Ferien 1833 und 1834 übte, und 13 alte, zum Theil gräßliche Oelgemälde an den Betkapellen und Emporen der Kirche in Schlettau mit neuen vertauschte, die er auf Papier en gouache malte. Es sind erweiterte Copien von Gallerie-Originalen des Ho-

ratio Lomi, Guiseppe Ribeira, Salomo Conning, Adrian van der Werft, Poussin, Guido Reni, Leonardo da Vinci und Chodiowicki, Rubens, Michel Angelo, Dominichino, Mengs u. a. und stellen vor: die Verkündigung Mariä, die Geburt Jesu, die Weisen des Morgenlandes, die Flucht nach Egypten, die Heilung der Blinden, die Samariterin am Brunnen, das Abendmahl, die Kreuzigung und Grablegung Jesu, der Knabe Jesus im Tempel, die Emmaotischen Jünger, Joseph, und Jesus segnet die Kinder. Darf man diesen Gemählden auch keine lange Dauer versprechen, so geben sie doch auf einige Zeit der Kirche ein freundliches Ansehen, und machen den Parochianen einige Freude. Vor allen aber liebte er in spätern Jahren Musik. Von Jugend auf hatte er dazu nicht die mindeste Neigung, und nur nach seinem Abgange von der Schule, bekam er durch die Flötenübungen seines Bruders Lust, dieß Instrument zu lernen, und er machte auch darin, wie in Allem, was er, oft nach langem Schwanken, einmal und meist leidenschaftlich ergriff, nicht unbedeutende Fortschritte, namentlich in Leipzig, wo er in einen musikalischen Studenten-Verein trat, und noch die Klarinette erlernte. Diese spät erwachte, aber nun mit Begeisterung genährte Lust zur Musik war zweifelsohne die Grundursache seines frühen Todes, indem er seiner, eben nicht nervenstarken, Natur mehr zumuthete, als sie, besonders auf die Dauer, zu leisten vermochte. Weihnacht 1836 ward er in Leipzig, durch Bestehung des Examens, Candidat der Theologie und kehrte Ostern 1837 ins väterliche Haus zurück.

Hier sollte er sich nun besonders im Predigen üben. Er arbeitete und memorirte mit großer Leichtigkeit, trug seine Predigten mit sonorer Stimme und angenehmer Deklamation vor, was ihm nicht nur seine Zuhörer aus dem Volke, sondern auch der Hr. Superint. M. Schumann in Annaberg,

der Hr. Pastor M. Richter in Crottendorf, als Vorsitzer des Predigervereins, an dem er gern Theil nahm, und andere achtbare Männer bezeugten, und dennoch — predigte er sehr ungern, denn ihn überfiel einige Stunden vor dem jedesmaligen öffentlichen Auftreten eine Aengstlichkeit, die fast Krankheit zu nennen war. Er wollte sich gern mit einer kleinen Schullehrerstelle begnügen, denn Stolz und Anmaßung, so wie Wohlgefallen an äußerm Glanze waren ihm ganz unbekannte Dinge, daher zeigte er überall sich als Freund des bescheidnen Verdienstes, und lachender Spötter des Dünkels. Da er selten predigte, widmete er seine Zeit im Elternhause der Blumengärtnerei, der Musik und Malerei, am meisten aber der Dichtkunst. Auf Veranlassung seines Vaters dichtete er schon 1835 die Ballade: das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau, und dieß weckte in ihm den Entschluß, mehrere Versuche dieser Art zu machen, und so entstanden **„Sachsens Volkssagen ꝛc.,“** die er, bis auf einige prosaische im Anhange, auch vollendete. Ach, daß die Nachricht seines frühen Todes die letzte seyn mußte! Nach dem Wunsche des ihm befreundeten Buchhändlers C. L. Fritzsche in Leipzig gab er bei ihm **„Deutsche Sagen und Mährchen für die Jugend“** heraus. Zu der **„Neuen Bildergallerie** für gute Kinder, Annaberg bei dem Verleger der Sachsensagen,“ hat er eine Erklärung der Gegenstände und Anweisung zum Illuminiren gegeben. Der unerwartete und allgemeine Beifall, den seine Sachsensagen erhielten, und durch die er sich nach dem Ausspruche eines gültigen Richters*) „ein Denkmal gesetzt hat, für das besonders alle ihr Vaterland liebende Sachsen ihm höchlich dank-

*) Theod. Hell. Abendz. Blätt. f. Lit. Nr. 99. 1838 und Nr. 27. 1839.

bar seyn werden," veranlaßten den Herrn Buchhändler B. Polet in Leipzig, ihm die **„Sagen Preußens"** zu übertragen, von denen Ludwig der Springer im zweiten Bande die letzte war und von ihm unvollendet blieb. Für die Herren Verleger der Sachsensagen hat er auch „Trinksprüche ꝛc." angefangen, von denen einige in seinen vermischen Gedichten erscheinen werden. Auch zu Oesterreichs Sagen war bereits der Plan entworfen. Seine allerersten schriftstellerischen Versuche hat er in der „Hebe" und „Prinz Lilliputs Bildergallerie, Leipzig bei R. Friese" gegeben.

Für alle diese anstrengenden Geistesarbeiten war seine physische Natur nicht stark genug, und, schon seit vielen Jahren periodisch an Drüsenleiden kränkelnd, fing er im Herbste 1838 an, daran fortwährend und hart zu leiden! Alles, was Kunst und Pflege vermochten, ward angewandt, aber — vergebens. Am 5. Febrar 1839 suchte er, kränker als je, aber mit einer auffallend lustigen Laune sein Lager, das ihn von Tage zu Tage heftiger fesselte, und zuweilen seine Gedanken und Worte ordnungslos mischte. Um sein Gemüth zu erleichtern, mußte ihm der Vater versprechen, daß er, wenn er wieder genäse, dem Predigtamte entsagen dürfe. Am 11. Februar Abends nahm er Abschied von Eltern und Geschwistern, dann begann er sein Gebet: „Vater, komm von deinen Himmeln nieder ꝛc." setzte es mit Begeisterung und durchaus metrisch fort, und schloß mit den Worten: „Hinauf, hinauf zu bessern Zonen!" In der Nacht zum 12. Februar genoß er einen achtstündigen, aber künstlichen Schlaf, an den der Vater neue Hoffnungen knüpfte, aber der kommende Morgen war sein — letzter, denn am 12. Februar früh 11 Uhr begann er sanft zu schlafen, wie Einer, der müde ist von langer Arbeit, und ¾ auf 1 Uhr war seines Lebens, meist heitre, Sage — geendet!! Des

15. Februars trüber Regenmorgen sollte ihn seinem Grabe, an Bruder Toskars Seite, zuführen; als aber der Sarg mit zahllosen Lorbern=, Myrthen= und Blumenkränzen geschmückt, aus dem väterlichen Hause schwebte, durchbrach plötzlich das Sonnenlicht den Nebelschleier und leuchtete dem jungen Sänger, bis sein Sarg hinabgesunken war in das stille Grab! Und dann — deckten wieder Wolken den Himmel bis zum Abend. Tief rührend führte ein feierlicher Choral, den seine musikalischen Freunde ihm bliesen, den Zug der zahlreichen Begleitung, und viel, viel Thränen flossen dem Geschiedenen, der so Manchem heitere Stunden des Lebens geschaffen. Ein einfaches Kreuz mit Lyra und duftende Blumen schmücken das Grab des Sängers. „Blätter und Blüthen von Widars Grabe, seinen Freunden zu einem Kränzchen gewunden von dessen Vater" wird seine zerstreuten ernsten und heitern Gedichte enthalten.

„So ist denn sein Leben selbst zur Sage und seine hoffnungsreiche Zukunft zum Mährchentraum geworden! Friede seinen Gebeinen, einen sanften Spruch aus des Todenrichters Munde seinem Geiste, Achtung seinem Andenken, Dank seinen Freunden in Leben, Schmerz und Tod — und Glaube, Trost und Hoffnung seinen Eltern und Geschwistern."

1.

Der Kärrner

von

Stollberg.

Diese im Volke noch völlig gangbare Sage fällt in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts, und gründet sich gewiß auf eine geschichtliche Thatsache, welche aber in den Chroniken wohl nicht nachgewiesen werden kann.

Der Weihnachtsabend brach herein,
und Lichter ohne Zahl
schon flimmerten mit Sternenschein
in Stollberg überall,
und schneller schlug in jeder Brust
das Herz in Hoffnung süßer Lust,
und Alles harrte voll Verlangen,
die Christgeschenke zu empfangen.

Tief an des Städtchens Ende stand
ein Haus, nur matt erhellt;
drin war kein Christbaum angebrannt,
kein Gärtchen aufgestellt.
Des Wächters Wittwe wohnte da
mit ihrer Tochter Barbara,
die Jeder, der sie sah und kannte,
das schöne fromme Bärbchen nannte.

Ein frommes Herz und schön Gesicht
war all ihr' Ausstattung,
und trotz der Armuth fehlt' ihr's nicht
an Freiern reich und jung,
doch war ihr Herzchen unumschränkt
an einen Kärrner schon verschenkt,
der, da sein Handel wenig lohnte,
so arm wie sie, bei ihnen wohnte.

Er handelte zur Weihnachtzeit
mit Ketten groß und klein,
mit Ringen, Nadeln, Schnitzarbeit
und andern Tändelei'n.
Er zog herum in Stadt und Land,
am Karr'n den treuen Hund gespannt,
und mußte so zu Winterszeiten
gar oft viel von der Kälte leiden.

Das schmerzte seinem Bärbchen tief,
so daß sie manche Nacht,
wenn Alles schon in Stollberg schlief,
am Spinnerad durchwacht'
und fleißig strickte, bis ein Paar
recht warme Strümpfe fertig war,
die ihrem Liebsten heut die Holde
zum heil'gen Christ bescheeren wollte.

Nachdem sie heimlich noch für ihn
ein Ingwerbier gekocht,
da legte sie die Strümpfe hin,
und schob des Lämpchens Docht
gar weit heraus, damit sein Schein
statt Kronenleuchters möchte seyn,
und sprang zum Kärrner nun hinüber:
„Herzliebster Anton, komm mal 'rüber!"

Er kam, und sah mit Lust und Schmerz
des Mädchens Gabe an,
und küßte sie: „„Du gutes Herz,
du hast zu viel gethan!

Du hast gedarbt, hast manche Nacht
um meinetwillen nur durchwacht!
Du hast's gewiß seit vielen Wochen
dem eignen Leibe abgebrochen!"

Sie sank ihm lächelnd an die Brust:
„O rede nicht davon!
Sieh, meiner Liebe war dies Lust,
die deine sey mein Lohn!
So lange treu mir ist dein Herz,
so kenn' ich keinen Gram und Schmerz,
und wenn wir nur von Gott nicht lassen,
so wird auch Gott uns nicht verlassen!"

Da zieht der Kärrner feierlich
ein Ringlein rasch hervor,
und drückt das Mädchen fest an sich,
und hält den Ring empor.
„„Nimm diesen Ring! Er binde mich
mit ew'ger Lieb' und Treu an dich!
O könnten wir uns Gatten nennen! —
Walt's Gott, daß wir's zu Ostern können!""

Sie stehen stumm minutenlang,
fest Brust an Brust gedrückt.
Die Mutter hat indeß zum Trank
den kleinen Tisch beschickt:
„Kommt, Kinder, kommt, und trinkt mit mir!
Sieh, Anton, warmes Ingwerbier,
das wärmt das Blut, giebt neue Kräfte
und Lust und Liebe zum Geschäfte."

Sie setzen sich; manch traulich Wort
versüßt den seltnen Trank,
da plötzlich will der Kärrner fort
und spricht: „„Habt, tausend Dank!
Das schmeckte! Bärbchen, gute Nacht!
Hast deine Sache gut gemacht!
Gern wollt' ich länger bei euch weilen,
doch 's wird zu spät, nun muß ich eilen.““

Da hält ihn Bärbchen an der Hand:
„Was kommt dir in den Sinn?
Du willst wohl gar noch über Land?
Um Gott, wo denkst du hin?
Bleib da! Bleib da! Schon ist es Nacht,
der böse Panzerreiter jagt
mit seiner Krähe durch die Wälder
und über die verschneiten Felder!“ [1])

Doch Anton küßt und tröstet sie
mit freundlich mildem Blick:
„„Laß mich! Zur Metten morgen früh
bin ich gewiß zurück!
Nach Wittendorf [2]) will ich hinaus,
dort sucht sich Manches noch was aus
von meinem Kram zu Christgeschenken;
gewiß du kannst mir's nicht verdenken!

Du hörtest ja so oft von mir,
wie viel mir liegt daran,
daß ich zum Osterfest mit dir
mich trauen lassen kann.

Ich hab' den Weg schon oft gemacht,
und still und mondhell ist die Nacht;
mein treuer Spitz ist mein Begleiter;
nun sprich, was sorgst du dich noch weiter?""

Und Bärbchen sieht dies Alles ein,
und widerlegt's ihm nicht,
und mahnt ihn, auf der Huth zu seyn,
mit sanfter Bitt', und spricht:
„Wenn dir etwa auf deinem Pfad
der böse Panzerreiter naht,
dann ist's das Beste, still zu treten,
und rasch ein Vaterunser beten.

Du lachst? O Gott, nimm dich in Acht!
Ich hab' ihn selbst geseh'n.
Er pflegt in schwarzer Rittertracht
Nachts auf die Jagd zu geh'n.
Wer seine Krähe krächzen hört,
der wird von Todesangst bethört,
und sieht von Nebel sich umhüllen —
drum hüte dich um Gotteswillen!"

Und Anton küßt die Antwort ihr
stilllächelnd auf den Mund,
und schiebt den Karren vor die Thür,
und spannt den treuen Hund
daran, und nimmt den Reisestock,
hüllt fest sich in den Tüffelrock,
und steuert ab, und hat die Gassen
der Stadt bald hinter sich gelassen.

Sein Bärbchen sah ihm lange nach,
    und weilte vor der Thür,
still war die Nacht und licht wie Tag,
    und dennoch bangte ihr.
Sie rief: „O Gott, den Liebsten mein
laß deiner Huth befohlen seyn,
    und gieb ihm deinen Schutz und Segen;
    er geht ja nicht auf bösen Wegen.“

Sie schloß die Thür, und setzte sich
    still an das Spinnrad hin:
„Ach Mutter, sag', weswegen ich
    nur heut so lässig bin?
Das Spinnen, ach, mich eckelt's an,
und hab' ich's doch sonst gern gethan!
    Warum muß ich auf ihn nur sinnen?
    Nun schilt mir nicht! Jetzt will ich spinnen!“

Sie spinnt wie eifrig. Doch das Rad
    will sich nur langsam dreh'n,
und kaum daß sie begonnen hat,
    da läßt sie's wieder steh'n:
„Sprich, wird das, was ich spinne heut,
ein Leichen= oder Hochzeitkleid? —
    Ha, draus laß' ich mein Brauthemd weben!
    er hat mir ja den Ring gegeben.

Und doch, die Fäden sind so roth,
    die Spindel träuft von Blut!
Ist's wahr, o Mutter, daß der Tod
    sich kund im Garne thut?

Die Spindel seufzt, der Ring zerbricht!
Nein, spinnen kann ich heute nicht!
Ein Unhold treibt mit mir sein Wesen;
will lieber im Gesangbuch lesen."

Sie liest manch Lied, manch schönen Spruch,
und weiß nicht, was sie liest,
weil ihre Seele fern vom Buch,
bei ihrem Anton ist.
Die Mutter ging schon längst zur Ruh,
die Nacht neigt sich dem Morgen zu,
da sinkt zuletzt aufs Buch sie nieder,
und schließt die feuchten Augenlider.

Aus kurzem Schlummer weckte sie
das festliche Geläut
der Mettenglocken. „Ha, schon früh?
Das ist ja wohl die Zeit,
wo Anton wieder kommen soll!"
Sie eilet, banger Ahnung voll,
in sein Gemach, doch wird sie drinnen
kein Zeichen seiner Rückkehr innen.

Da tritt sie vor die Thür und sieht,
die Leut' zur Metten geh'n;
sie harrt und lugt, die Zeit entflieht,
kein Anton läßt sich seh'n.
Es tagt, die Metten ist schon aus,
der Kärrner ist noch nicht zu Haus,
da stürzt aufs Knie sie jammernd nieder:
„O Jesu Christ! er kehrt nicht wieder!"

Der Nachbar kam und trat hinzu:
„Wie? kniet nicht Bärbchen hier?
Gott grüß dich schön! Was jammerst du?
So sprich, was ist mit dir?“
Und als ihm Bärbchen nun erzählt,
welche große Herzensangst sie quält,
da willigt er gern in ihr Flehen,
mit ihr nach Wittendorf zu gehen.

Sie eilen hastig fort, und späh'n,
und fragen alle Leut',
ob sie den Kärrner nicht geseh'n,
doch Niemand weiß Bescheid.
Kam Jemand fern den Weg daher,
so hofften sie, daß er es wär',
und freuten sich, ach, aber nahmen
den Irrthum wahr, wenn nah sie kamen.

Sie eilten sonder Ruh und Rast
bis Wittendorf hinaus,
und frugen da mit banger Hast
nach ihm im nächsten Haus,
und trostlos klang die Antwort dort:
Der ist seit Mitternacht schon fort!
Er eilte sehr zurückzukehren,
weil seine Wirthsleut' ängstlich wären.

Drauf giebt man ihnen noch den Rath,
dem Gleise nachzugeh'n,
um, falls er sich verirret hat,
ihm eilends beizusteh'n,

und da es in vergangner Nacht
ein wenig frischen Schnee gemacht,
so würden sie wohl leichterweise
die Tapfen finden und die Gleise.

Sie kehren eilends um, und späh'n,
und finden auch im Schnee
die Tapfen und das Gleis, und seh'n,
daß dieses heimzu geh',
und ängstlicher Erwartung voll,
wohin das Gleis wohl führen soll,
geh'n sie ihm nach, und mit Erbleichen
seh'n sie's zuletzt straßabwärts weichen.

Von Stollberg ist ein Teich nicht weit,
den man den Walkteich nennt,
und den Jedweder ängstlich scheut,
der seine Tücke kennt;
denn nicht zu weit vom Ufer hin,
da ist ein schlammig Loch darin,
nur dünn belegt mit Schilf und rothem
verfaulten Moos, und ohne Boden.

Der ganze Teich war überglast,
Schneewehen lagen drauf,
und nur den gräßlichen Morast
noch ließ die Kälte auf.
Abstach er von der weißen Flur
schwarz, wie ein Schandfleck der Natur,
den sie nicht decken darf mit Eise;
und dorthin, dorthin geh'n die Gleise.

Ach, Bärbchen mit dem Nachbar stand
starr, wie von Marmelstein,
nicht fern von des Morastes Rand
und stiert' erschreckt hinein:
„Seht, Nachbar, seht! Dort, dort! sein Grab!
Mit Karr'n und Hund tief — tief hinab!"
Kalt wird ihr Blick, schlaff ihre Glieder,
ohnmächtig stürzt sie an ihm nieder.

So weit das schneebedeckte Eis
glatt auf dem Teiche liegt,
bis zum Moraste geht das Gleis,
und weiter? — weiter nicht!
Der Nachbar sieht mit dumpfem Schmerz
das Unglück ein, ihm starrt das Herz;
er trägt mit jammernden Erbarmen
das Mädchen heim auf seinen Armen.

Und als sie wieder zu sich kam,
da klagte sie nicht mehr,
und setzte still sich hin, und nahm
das Spinnrad wieder her,
und spann, und sann, und weinte nicht,
doch bleich und kalt war ihr Gesicht.
Die Mutter sah mit Angst und Schmerzen
den Kampf in ihrer Tochter Herzen.

Sie trat besorgt zu ihr und sprach:
„Kind, wein' dich lieber satt,
und hänge deinem Schmerze nach,
damit er Lindrung hat.

Die Ruhe ist so fürchterlich!
Der liebe Gott behüte dich
vor Wahnsinn! Weine, jamm're, klage,
daß nicht der Gram dein Herz zernage!"

Doch Bärbchen blickt sie ruhig an:
„„Sprich, was ich weinen soll?
Die Zeit der Trauung rückt heran,
drei Monde sind bald voll.
Mein Anton wird getreu mir seyn
und mich nicht lassen so allein,
wird führen mich in dreizehn Wochen
zum Altar, wie er mir's versprochen!

Drum spinn' ich mir mein Hochzeitkleid,
und habe keine Rast,
weil es muß werden lang und breit,
wie's für die Leiche paßt.
Denn langaus streckt den Leib der Tod!
Gewiß, recht häßlich ist der Tod,
doch kann ich ihn darum nicht hassen,
wird mich ja wieder zu ihm lassen.

Sprich, Mutter, was ich jammern soll?
Der Freudentag ist nah!
Mir ist so recht im Herzen wohl;
o, wär' er nur erst da!
's ist freilich schlimm, daß Anton nicht
hier auf dem Gottesacker liegt —
gern schläng' ich mit dem nächsten Lenze
um seinen Hügel Blumenkränze.

Lenz? Blumen? — Ei, was kränkt mich das?
Wenn die Schneeglöckchen blüh'n,
wird ja mit ihnen auch das Gras
auf meinem Grabe grün.
Die Zeit ist nah! süß ist der Tod!
Drum, Mutter, sprich, was hat's für Noth?""
So sprach sie harmlos ohne Murren,
und ließ das Spinnrad lustig schnurren.

Die Mutter härmte sich und schwieg,
und Bärbchen sann und spann,
und ward dabei so bleich und siech,
als wär's ihr angethan.
Sie sann und dachte nur an ihn,
und als das Osterfest erschien,
da war sie mit dem Brauthemd fertig,
und ihres Todes still gewärtig.

Und wie nun in der heil'gen Nacht
der Ostertag beginnt,
und Bärbchen nur noch einsam wacht
und stillzufrieden spinnt;
da klopft es dreimal an die Thür,
sie horcht, und dreimal dünkt es ihr,
sie höre vor des Hauses Stufen
recht sehnlich ihren Namen rufen.

Ihr wird's so wunderlich zu Sinn,
sie setzt das Spinnrad weg,
und tritt gar leis an's Fenster hin,
und schiebt den Laden weg,

und — eine Thräne netzt ihr Lid,
die erste, seit er von ihr schied —
den Liebsten sieht sie mit dem Karren
still an den Stufen draußen harren.

Sein Antlitz war wohl todtenbleich,
doch sanft verklärt sein Blick,
als sehnt' er sich mit ihr in's Reich
der Seligen zurück.
Er bog vom Karren sich herab,
und lud Cypressenranken ab
und einen Kranz von Myrthenzweigen,
Tod und Vermählung anzuzeigen.

Drauf sah er Bärbchen in's Gesicht
so sanft und liebevoll,
als wollt' er sagen: Weine nicht!
Bald ist dir ewig wohl.
Das Mädchen wendet sich seitab,
und trocknet sich die Thränen ab,
und als sie wieder blickt nach unten,
ist Alles, was sie sah, verschwunden. —

Da falten ihre Hände sich,
sie geht zur Ruh und tritt
an's Bett der Mutter: „Tröste dich!
Auch du wohl gingst gern mit!
Bald tragen sie dein Kind dahin —
und doch, du weißt ja, wo ich bin!"
Sie küßt ihr sanft die Augenlider,
und legt sich still zur Ruhe nieder.

Des Morgens drauf, als sie erwacht,
da ist ihr, ach, so weh,
und als die Mutter ängstlich fragt:
„„Begehrst du Quendelthee?““
da spricht sie sanft: „Nein! nur den Ring
gieb mir, den ich von ihm empfing!
und — Mutter, wenn ich sterben sollte,
so denke, daß es Gott so wollte!“

Sie küßt mit glühender Begier
den Ring, und schlummert ein.
Die Mutter saß betrübt bei ihr
bis in die Nacht hinein,
und lauschte ihrem Odemzug,
und als die zwölfte Stunde schlug,
ward Bärbchen wach; in ihren Blicken
erglühte himmlisches Entzücken.

Sie lispelte: „Die Mutter — weint! —
Er mein, ich ewig sein!
Das Leben trennt — der Tod vereint!
Herr Gott, erbarm' dich — mein! —“
Sie schloß die Augen lächelnd zu,
ihr Geist ging ein zur ew'gen Ruh.
Drei Monden lang die Mutter weinte,
bis sie der Tod mit ihr vereinte.

Das Sumpfloch, wo vor langer Zeit
sein Grab der Kärrner fand,
wird in der Gegend rings noch heut
das Kärrnerloch genannt.
Und jetzt noch oft in Stollberg macht
des Kärrners Geist um Mitternacht
mit seinem Karr'n und seinem Hunde
durch alle Straßen still die Runde.

Und wenn er hält vor einem Haus,
und Kränze ladet ab,
dann trägt man Eins aus diesem Haus
drei Tage drauf in's Grab.
Drum wenn in Stollberg Jemand siecht
und auf den Tod darnieder liegt,
dann heißt's: Gott steh' ihm bei in Gnaden!
Dort hat der Kärrner abgeladen!

Anmerkungen.

1) Die Sage von dem bösen Panzerreiter in der Gegend von Stollberg ist diese: Ein Reiter ohne Kopf, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, reitet auf einem schwarzen Rosse bei Nacht umher. Vor ihm her flattert eine grau und schwarz gefleckte Krähe, welche sich auch bisweilen auf einer großen Linde in der Oberstadt sehen lassen, und durch ihr mitternächtliches Krächzen Jedem, der es hört, den Tod binnen 3 Tagen verkündigen soll.

2) Wittendorf, ein Dorf etwa 1½ Stunde von Stollberg gelegen, ward durch den dreißigjährigen Krieg zur wüsten Mark.

2.

Der Todtenkopf

in

Pegenau bei Scharfenberg.

Im Rittergute Pegenau bei Scharfenberg, $1\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich von Meißen, ist in der Küche ein Todtenkopf in einer eigends dazu gemauerten Nische mit einem grünen Vorhange zu sehen. Nachstehende Begebenheit, deren etwaige geschichtliche Grundlage zur gangbaren Sage sich umgestaltet hat, dürfte wohl in das 18. Jahrhundert fallen.

Im Edelhof zu Pegenau
war Alles in Bewegung;
der Herr hält mit der gnäd'gen Frau
hochwichtig Ueberlegung,
das Zöfchen fegt den Speisesaal,
der Kutscher kehrt den Pferdestall,
Johann sortirt die Weine,
der Gärtner pflückt sein bestes Obst,
der vielgeschäft'ge Jäger Jobst,
schießt eilends wilde Schweine.

Dies Alles, weil ein Offizier
noch heute kommen sollte,
der mit dem Reitknecht Nachtquartier
bei ihnen machen wollte.
Indeß nun auf den Diener schon
das Kammerkätzchen Jeanneton
sich männerschmächtig spitzte,
da drehte ihren Bratenspieß
die Köchin, welche Lotte hieß,
so eifrig, daß sie schwitzte.

Und endlich kommen an die Zwei,
'S war Zeit zum Abendessen;
der Herr war schön, doch der Lackai
war vollends ganz zum Fressen.
Drum ging schon, als sie kaum in's Haus,
das Zöschen, ihn zu angeln aus,
jedoch die Wohlgerüche
der edeln Kochkunst zogen ihn
gar bald trotz Jeannetons Bemüh'n
zu Lotten in die Küche.

Die Köchin war auch nicht von Stroh,
hübsch kernig und doch flüchtig,
gesprächig stets und schnippisch froh,
doch nicht so männersüchtig;
drum, als der Reitknecht zu ihr kam,
die Deckel von den Töpfen nahm,
um zu rekognosciren,
da schlug sie ihn flugs auf die Hand:
„I, i, Musjöh, bei uns zu Land
darf so was nicht passiren!"

„Topfgucker er! scheer' er sich zum —
Na, laß' er mich doch gehen,
sonst bind' ich ihm die Schürze um,
dann muß er 'n Bratspieß drehen!
Er hat so weiter nichts zu thun!
Da setz' er sich! er soll mir nun
den Hirs' auf morgen lesen.
Nur flink, Musjöh, und les' er rein,
das laß er sich gerathen seyn,
sonst — sieht er da den Besen?"

Der Reitknecht, wohlbewandert schon
in solchen Hirsescenen,
versprach, um einen Kuß als Lohn
am Küchentisch zu fröhnen.
Der Wasserständer war sein Sitz,
der schönen Köchin loser Witz
war seiner Arbeit Würze,
doch hielt er oft mit Lesen inn'
und blinzelte nach Lotten hin
und ihrer blauen Schürze.

Da in der Wand wird er gewahr,
ein Schränkchen, grün verhangen:
Hier, denkt er schmunzelnd, ist wohl gar
ein Kümmelchen zu fangen!
Er zieht mit gier'gem Ungestüm
den Vorhang weg, da grinzte ihm
ein Todtenkopf entgegen.
„„Ha! — rief er — Köchin, sag' s' mal an,
was Böses hat denn der gethan,
daß sie ihn hierher legen?"

Die Köchin sahe scheltend hin:
„I, will er sich gleich setzen!
Hübsch fleißig nur, so will ich ihn
mit der Geschicht' ergötzen.
Ich selbst zwar hab' es nicht geseh'n,
doch ganz gewißlich ist's gescheh'n,
denn meiner Mutter Base,
der hat's ihr Vetter einst gesagt!
Er denkt wohl gar, weil er so lacht,
ich dreh' ihm eine Nase?"

„Der, dessen Schädel dorten liegt,
war einst ein Ochsenjunge,
doch damals war das Gut noch nicht
so recht, wie jetzt, im Schwunge.
Die Köchin, unter uns gesagt,
war damals weiter nichts als Magd,
an Zofen nicht zu denken,
und ganz natürlich hatte nun
der Ochsenjunge mehr zu thun,
als blos das Vieh zu tränken."

„Man wußte ihn zu Vielerlei
recht trefflich zu benützen,
vorzüglich mußt' er nebenbei
die Magd mit unterstützen,
als, bei den Töpfen Wache steh'n,
den Bratspieß dreh'n, nach Wasser geh'n,
mit Harken und mit Besen
Hof, Haus und Vorsaal halten rein,
das Dreifußholz ihr hacken klein,
manchmal auch — Hirse lesen."

„„Na, Jungfer, stichle sie nur nicht!
ich möchte sie derb batzen,
und ihr, wenn erst die Wuth ausbricht,
das lose Maul zer—schmatzen!""
Die Köchin lachte auf, und fuhr
dann ruhig fort: „Nun, hör' er nur,
und nur hübsch flink gelesen! —
Ein Silberlöffel fehlt' einmal,
natürlich, daß ihn Jemand stahl,
sonst wär' er da gewesen."

„Man visitirte denn alsbald
die Truh des Ochsenjungen,
fand aber nichts, und mit Gewalt
ward nun in ihn gedrungen.
Doch sagt' er, daß er schuldlos sey,
und somit ließ man ihn auch frei,
bis denn nach wenig Tagen
die Magd die Löffel wieder zählt,
und ihr schon wieder einer fehlt,
da kriegt man ihn beim Kragen."

„Er wird nun noch einmal verhört,
und zwar mit arger Härte,
und, ob er leugnet und beschwört,
zuletzt verdammt zum Schwerte.
Der Junge fürchte sich vorm Todt,
und weint sich seine Augen roth,
doch kann ihn das nicht retten;
bald wird er auf's Schaffot geführt,
im Sünderkleid und festgeschnürt
mit Stricken und mit Ketten."

„Und wie er dasteht am Schaffot —
was hat er nur geredet?
Ei ja, so war's! — zum lieben Gott
hat er nochmals gebetet,
und hat gesagt mit ernstem Sinn:
So wahr , als ich unschuldig bin
und hab' nichts weggenommen,
so wahr soll auch mein Kopf fortan
niemals — den Gutsherrn sah er an —
aus dessen Hause kommen."

„Drauf hat der Henker ihm das Haupt
ohn' Weitres abgeschlagen,
und Kopf und Körper, wie man glaubt,
nach Scharfenberg getragen,
und — doch genug; der Junge ist
begraben worden ohne Frist,
und doch, trotz diesem Allen,
stand noch desselben Tages hier
sein Schädel. — Na, nun sag' er mir,
wie will ihm das gefallen?"

„Doch halt, der wahre Dieb, daß ich
das Beste nicht vergesse,
fand erst nach einem Jahre sich,
wo? — oben an der Esse!
Der Ziegeldecker deckt das Dach
und sieht ein Nest, und steigt danach,
und find't die Löffel drinnen.
Jedoch was half's dem armen Tropf?
er kann doch Leben, Leib und Kopf
nie wieder sich gewinnen!"

Sie schloß. Ihr Braten war nun gut,
der Reitknecht auch war fertig,
und nun mit heißer Liebeswuth
des süßen Lohns gewärtig.
Jedoch die schnipp'sche Köchin sprach:
„Ach, Freundchen, laß' er mir das nach,
der Schädel möcht' es sehen!
Ja, wenn der Todtenkopf nicht wär',
ich wollt' ihm gern so ohngefähr
ein Dutzend zugestehen."

„„Ist das gewiß?““ — „Nun freilich ja!“
„„den schaff' ich bald bei Seite!““
„Um Gott, laß er den Schädel da!
Er thut ihm was zu Leide!“
Jedoch der Reitknecht spießt ihm fest
auf seinen Säbel, und verläßt
die Köchin ängstlich drüber,
und läuft zum Elbgestade hin,
und faßt den Kopf und schleudert ihn
weit in den Strom hinüber.

Die Köchin harrt indessen sein,
und wünscht ihm Gottes Segen,
und endlich tritt er wieder ein,
und lächelt ihr entgegen:
„„Der Plattkopf kommt nicht mehr zurück,
und ist wohl schon ein feines Stück
den Strom hinabgeschwommen.
Doch, Jüngferchen, nun halt' sie still!
Das Mäulchen hübsch gespitzt! ich will
zu meinem Lohne kommen!“

Die Köchin thut, als will sie nicht,
jedoch mit starken Händen
hält ihr der Reitknecht das Gesicht,
daß sie sich nicht kann wenden,
und küßt sie kräftigst, eins, zwei, drei —
da fährt er rasch mit Schmerzensschrei
zurück, und läßt sie ledig,
und sieht, er weiß selbst nicht warum,
sich ängstlich nach dem Schränkchen um:
„„O Gott, sey du mir gnädig!““

Der Todtenkopf stand wieder da,
wo er ihn weggenommen,
und ohne daß es Jemand sah,
war er zurückgekommen.
Der arme Reitknecht jetzt empfand
ein Reißen in der rechten Hand,
daß er's kaum konnt' ertragen
und rief: „„Ach Köchin, helf sie mir!
Weiß sie kein Mittelchen dafür?
Mein Arm ist wie zerschlagen!““

Doch Lotte schalt: „Das hat er nun
von dem verwognen Scherzen,
aufs Spotten und aufs Dickethun,
da folgen bitt're Schmerzen!“
„„Ei schweig sie!““ spricht er voll Verdruß,
da ruft der Herr, und ha, er muß
von seiner Köchin gehen.
Er schied am Morgen, halb nur satt
des süßen Lohns, von ihr und hat
nie wieder sie gesehen.

Doch jedesmal am Jahrestag
der bösen Küchenscene,
da schmerzte ihm die Hand, und ach,
dann dacht' er an die Schöne,
und nie hat er ihr hübsch Gesicht,
den Hirse und das Strafgericht
des Todtenkopfs vergessen.
Kein Spötter aber hat hinfort
den Todtenkopf von seinem Ort
zu stoßen, sich vermessen.

3.

Das Paradies

in

Zwickau.

Diese Sage (denn als geschichtliche Wahrheit kann sie nicht anerkannt werden, weil sie selbst in den ausführlichsten Nachrichten der Reformationseinführung in Zwickau nicht erwähnt wird) fällt in das Jahr 1522. Das Paradies ist jetzt ein Gasthaus.

Der Doctor Martin Luther fand
der Freunde viel im Sachsenland.
Er predigte bald da, bald dort
der Bibel ungefälschtes Wort,
und rügte streng, wohin er kam,
des bösen Tezels Ablaßkram.
Das Volk sah ein, er habe Recht,
wollt' nimmer seyn der Pfaffen Knecht.

Die Mönche sahen ihre Macht
und Ansehn in Gefahr gebracht,
und ihre Kutten wurden voll
von Aerger und von bittern Groll,
sie stellten drob bei Nacht und Tag
dem guten Doctor Luther nach,
und lästerten ihn arg, und schrie'n
groß Ach und Wehe über ihn.

Zu Zwickau auch, fand Luthers Lehr'
von Tag zu Tag des Anhangs mehr;
die Mönche peinigte der Haß
des Volkes ohne Unterlaß,
ihr hohes Ansehn schien zerstört,
das Gut des Klosters war verheert, [1])
darob geriethen sie in Wuth,
und dürsteten nach Luthers Blut.

Drum, als nach Zwickau dieser kam,
und wider ihren Ablaßkram
gar heftig in der Predigt sprach, [2])
da stellten sie ihm heimlich nach
bei Tag und Nacht, doch eitel schier
gar lang ihr teuflisches Bemüh'n,
weil Luther immer von der Schaar
der Bürger dicht umgeben war.

Drob sinnen sie auf böse List,
und als die Nacht gekommen ist,
da senden sie in Luthers Haus
ein Weib, das sagt dort weinend aus,
ihr Mann, der nah dem Tode wär',
hätt' nach dem Doctor groß Begehr,
und wolle für sein Leben gern
noch einmal seh'n den frommen Herrn.

Sie spricht's betrübt und weint und fleht,
bis Luther endlich mit ihr geht.
Durch's Tränkthor führt sie ihn hinaus,
da öffnet plötzlich sich ein Haus;
das Weib entspringt; der Mönche Troß
stürzt voller Wuth auf Luthern los,
der, als er sich verlassen sieht,
nach Hülfe schreit und eilends flieht.

Doch hart ihm auf den Fersen war
der wüthenden Verfolger Schaar,
mit Helleparde, Axt und Schwert
zum Meuchelmorde wohl bewehrt.

Schon geht der Odem Luthern aus,
da sieht er ein geöffnet Haus,
und springt hinein, und wirft das Thor
ins Schloß, und schiebt den Riegel vor.

Die Mönche zieh'n sich still zurück,
und Luther spricht mit freud'gem Blick
zum Wirth des Hauses, der ihn fragt,
was ihn so in die Flucht gejagt:
„Die Kuttenteufel lechzten lang
nach meinem Blut! Nun, Gott sey Dank,
daß er dieß Haus mich finden ließ,
denn traun! es war mein Paradies!"

Da rief der Wirth: „„Wie ist mir's lieb,
daß meine Thür heut offen blieb!
Gott halt' euch frisch, daß ihr noch mehr
könnt bessern in der Glaubenslehr'!""
Drauf gab er ihm zwei Knechte bei,
daß ihm der Rückweg sicher sey,
und nun zum Angedenken hieß
das Haus fortan das Paradies.

Anmerkungen.

1) Schmidt's Chronik erzählt: Im Jahr 1522, den 6. Martii ist der Grünhainer Hoff, welcher itzund (1656) die Schule ist, der Gestalt gestürmet worden: Es hatten sich eine Rotte Bürger zusammen gefunden, und sind für genandten Grünhainer Hoff gangen, und haben allda ziemlich tumultuiret, hernach den Hoff aufgeschlagen, sind darein gefallen, haben Thüren und Fenster, Kisten und Kästen zerschlagen, die Betten zerrissen, daß man biß über die Füß in Federn gangen, die Bücher zum Fenstern hinaus geworffen, und sonsten großen Schaden gethan rc. — Zu Abends haben sich abermals eine Rotte für dem Thore gesammlet, welche sich in die Harte (ein Holz über Weissenborn) begaben, des Vorhabens, das Kloster, die Carthause genand, auch zu stürmen, welcher Anschlag doch verhindert worden.

2) Die Chronik erzählt: Montag nach Quasimodogeniti ist D. Luther selber hier einkommen, Mittwoch hernach hat er im Baarfüsser Kloster eine Predigt gethan vom Glauben, zur Vesper abermals eine von guten Werken, den 9. April hat er eine Predigt vom Rathhause heruntergethan, weil nicht Raum in der Kirchen gewesen, und Abends Inventionis Crucis eine auff dem Schlosse, es ist sehr viel Volks vom Lande hereinkommen, welche ihn alle sehn und hören wollten, daß das fremde Volk 14000 Mann geschätzet worden. So hat er auch hernach allhier von der Fürsehung und vom Ehestande gepredigt, und sonderlich die Päbstischen Irthume gestrafft. — Hierauf haben die Münche angefangen zu wüten, und zu toben, zu lästern und zu schmähen u. s. w.

4.

Die Todtenhand
in
Buchholz.

Nachstehende Erzählung fällt in das Jahr 1730. Der damalige Pastor M. Melzer in Buchholz hat diese Hand selbst gesehen, und die Geschichte dazu aus den Kirchenbüchern in die Buchholzer Chronik aufgenommen.

Der Sohn des Todtengräbers
in Buchholz grub ein Grab,
er hatte fast gegraben
drei Ellen tief hinab,
da sah er mit Erstaunen
im aufgehackten Sand
noch gänzlich unverweset
ha! eine Todtenhand.

Die Haut war ohne Flecken,
die Nägel schwarzgebeitzt,
der Daumen und zwei Finger
gekrümmt und weitgespreitzt,
die Ellenbogenröhre
und Speiche dran war nackt,
der Gold= und kleine Finger
war vorn wie weggehackt.

Der Jüngling rief dem Vater,
der mit besorgter Hand
die Blumen auf den Gräbern
an schwarze Stäbchen band:
„Komm, Vater, komm, und sieh mal,
was ich dahier im Grab
tief unten in der Erde
allweil gefunden hab'!“

Der alte Todtengräber [1])
ging zu dem Sohne hin,
und trat an's Grab, und sahe
die Todtenhand darin.
„„Gott, deine Strafgerichte,
sie reichen bis in's Grab!""
so sprach er ernsten Blickes,
und zog sein Mützchen ab.

Stumm blickt' er bald gen Himmel,
bald auf die bleiche Hand
so tiefbewegt, als hätt' er
den Todten einst gekannt.
Des frommen Greises Schweigen
ehrt' der erstaunte Sohn,
bis denn zuletzt der Vater
begann mit ernstem Ton:

„„Ja, sechs und zwanzig Jahr ist's,
seit ich dieselbe Hand
ganz so, wie du sie heute,
in diesem Grabe fand.
Mein Vater einst erzählte
mir die betrübte Mähr
vom ungerathnen Sohne,
der hier begraben wär'.

Ruh' aus von deiner Arbeit,
die Sonne brennt so heiß!
Komm steige aus dem Grabe!""
so sprach der wackre Greis.

Der Sohn gehorcht dem Vater,
und setzt sich neben ihn
im Schatten einer Ulme
auf einen Hügel hin.

„„Dem einst die Hand gehörte,
— begann der Vater drauf —
der war ein böser Bube
von seiner Jugend auf.
Er hieß Andreas Müller,
war des Stadtrichters Sohn, [a])
und sprach der Mutter Bitten
mit bösem Herzen Hohn.

Sein Vater ging dem Trunke
und dem Vergnügen nach,
die Mutter liebte Ordnung,
und so war kein Vertrag.
Die brave Mutter hatte
drob ihre liebe Noth,
und wünschte sich im Stillen
wohl tausendmal den Tod.

Schalt sie auf den Andreas
ob seiner Büberei,
da pflichtete der Vater
dem lieben Söhnchen bei.
So dünkte sich der Bube
gar gut und tadellos,
und wuchs, der Mutter Geißel,
in bösen Streichen groß.

Gut! was geschah? — Er mochte
so zwanzig Jahre seyn,
da zogen fremde Gaukler
in unser Städtchen ein.
Die ließen ihre Künste
vorn auf dem Markte seh'n;
natürlich, nie versäumte
Andreas hinzugeh'n.

Das eine Gauklermädel,
so ein verlaufnes Ding,
war hübsch, so daß Andreas
ihr zu Gefallen ging.
Sie mocht' ihn gern auch leiden,
weil er Geschenke gab,
und nahm ihm so in kurzem
ein feines Sümmchen ab.

Wie solche Narrenkünstler
zum Nehmen gar geschwind
und unverschämt im Betteln
und feil für Jeden sind,
so war denn auch das Mädel;
sie bat und ließ nicht nach,
bis er ein goldnes Kettchen
zu schenken ihr versprach.

Jedoch, woher das nehmen?
Lang sinnt er her und hin
und hin und her, da giebt ihm
der Teufel in den Sinn,

daß er das goldne Kettchen
der Mutter leis und still
entwenden und dem Mädel
zum Schmucke geben will.

Er thut's. Er stiehlt die Kette
der Mutter aus dem Schrein,
und tauscht dafür sich Schande
bei seiner Vettel ein.
Das Mädel rühmt sich offen,
und sagts der ganzen Stadt,
daß sie die schöne Kette
vom jungen Müller hat.

Die arge Mähr gelangte
auch zu der Mutter Ohr,
und im gerechten Zorne
nahm sie den Buben vor:
Wo hast du meine Kette?
Gestohlen und verschenkt!
Werth wärst du und die Vettel,
ihr würdet aufgehenkt!

Muß einmal unser Namen
durch dich zu Schanden geh'n,
so magst denn du auch Morgen
als Dieb am Pranger stehn!
Und die verlaufne Metze,
die dich betrogen hat,
der Büttel soll sie peitschen
noch heut hinaus zur Stadt!

Da wird Andreas wüthend,
und faßt die Mutter an,
und drosselt ihr die Kehle,
daß sie kaum athmen kann.
Soll ich, so brüllt er grimmig,
soll ich am Pranger steh'n,
so will als Muttermörder
ich auch zum Galgen geh'n!

Zum Glück tritt noch der Vater
zu rechter Zeit herein,
und greift ihm in die Arme,
und heißt ihn ruhig seyn,
und sprach, statt ihn zu strafen:
Wenn deine Mutter schilt,
so hör' es nicht; du weißt ja,
daß die nur wenig gilt.

Drauf zwar verklagt die Mutter
den Sohn beim Stadtgericht,
jedoch der lacht, und leugnet
ihr Alles in's Gesicht.
Der Vater, als Stadtrichter,
spricht jeder Schuld ihn frei,
laut äußernd, daß die Mutter
oft nicht bei Sinnen sey.

Da weint die arme Mutter
sich ab bei Tag und Nacht,
bis Kummer, Gram und Aerger
sie unter's Grab gebracht.

Noch auf dem Sterbebette
vom Sohne arg geplagt,
hat sie denselben jammernd
beim lieben Gott verklagt.

Und Gott hat ihn gebrandmarkt,
daß sich von Zeit zu Zeit
sein schimpflich Angedenken
durch diese Hand erneut.
Die rechte ist's; auf ewig
wohl hat sie Gott verflucht,
weil einst mit ihr der Bube
den Muttermord versucht.

Vor sechs und zwanzig Jahren *)
fand ich ganz unverwest
die Hand und von der Leiche
sonst keinen Ueberrest.
Natürlich, denn schon war es
wohl über dreißig Jahr, *)
seit jener böse Bube
dorthin begraben war.

Drum ehre deine Aeltern,
so lang sie Gott dir läßt,
damit dein Leichnam ruhig
im Grabe einst verwest!""
Der Vater schloß. Der Jüngling
gelobte, gut zu seyn,
und grub mit stillem Schauer
die Hand tief wieder ein.

Anmerkungen.

1) Die Chronik nennt ihn Johann George Schräpel.

2) Sein Vater hieß Paul Müller, und war Posamentmacher und Stadtrichter.

3) Nemlich im Jahre 1704, als am 14. Juni des bösen Andreas Schwägerin, Frau Maria Müllerin, in dies Grab begraben ward. Der Todtengräber zeigte dem Pastor Melzer die Auffindung der unverwesten Hand an, erhielt aber den Bescheid, dieselbe wieder einzuscharren, weil sie wahrscheinlich an einer Wasserkluft gelegen, und nicht hätte verwesen können, wie es mit dem Häuer Barthel in Ehrenfriedersdorf (vergl. Band I. 1.) geschehen wäre. Erst durch die hier erzählte Auffindung der Hand durch den Sohn des Todtengräbers im Jahre 1730, als die Schwiegertochter der oberwähnten Maria Müllerin in dies Grab begraben werden sollte, ward der Pastor Melzer bewogen, die Geschichte der Hand im Kirchenbuche zu erforschen.

4) Es war 35 Jahr, denn 1669, die Mittwoche nach dem heil. Christtage, war Andreas Müller begraben worden.

5.

Das Kloßgut

bei

Schwarzenberg.

Diese Sage, welche einer wahrhaften Thatsache sehr ähnlich sieht, fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

„Nein, Frau, ich kann nicht länger mehr
den Schmerz im Leib' ertragen.
Selbst trocken Brod wird mir zu schwer,
ich leid' an schwachem Magen.
Des Hungerns bin ich herzlich satt
hol' mir den Doctor aus der Stadt!"

Flugs holt die Frau den Arzt herbei,
der spricht nach kurzem Fragen
und flücht'ger Zungenschau: „Ei, ei!
Wie schwach ist euer Magen.
Das wird was wollen, eh's vergeht;
das beste Mittel ist Diät."

Darauf verschreibt er emsiglich
ein Tränkchen ihm und Pillen,
ermahnt ihn ernst, den Magen sich
ja nicht zu überfüllen,
und spricht, ihn tröstend, noch beim Geh'n:
„Ihr sollt mich baldigst wiederseh'n." —

Als er am dritten Tag nachher
besucht den Patienten,
und fragt, wie wohl so ohngefähr
die Sachen mit ihm ständen,
da spricht die Frau: „„Je, just nicht schlecht!
Nur essen will er noch nicht recht.""

„„Er frug mich gestern: Kochtest du
mir wohl Kartoffelklöße?
Gleich kocht' ich welche, und dazu
ein ganzes Kalbsgekröse.

Das hat ihm sonst so gut geschmeckt,
doch gestern hat er nur geleckt!""

Und als der Doctor an der Kur
bei solchem Unsinn zweifelt,
da fährt sie fort: „„Er hat ja nur
ein Bischen dran geknäufelt!
Ich glaube, daß er in der That
wohl dreizehn kaum gegessen hat!""

Der Doctor lacht: „Und sagt, wie groß
macht ihr denn eure Klöße?"
„„Je nun, so ganz gewöhnlich blos,
in Kaffeetassengröße!""
„Und hat er drauf sich nicht geklagt?"
„„Nein, er hat keinen Mux gesagt!""

„Potz Blitz! Wie viel ißt euer Mann
denn in gesunden Tagen?"
„„Je nun, Herr Doctor, da? — da kann
er dreißig wohl vertragen!"" —
Der Doctor hält den Bauch, und lacht,
und nimmt den Hut und Stock und sagt:

„Wer solchen Appetit noch hat,
den braucht kein Arzt zu quälen!"
Er geht, das Späßchen in der Stadt
den Freunden zu erzählen.
So ward des Kranken Gut im Land
gar bald das Kloßgut nur genannt.

6.

Die wüste Mühle

im Trebnitzgrunde

bei

Lauenstein.

Anderthalb Stunden von Lauenstein, nach Dresden zu, liegt jetzt das Dörfchen Neudörfel, welches aus zwölf Nahrungen besteht und zum Rittergute Lauenstein gehört. Im Anfange des 17. Jahrhunderts stand dort nur ein Vorwerk, und etwas tiefer im Grunde am Trebnitzbache, wo jetzt die Herrnmühle steht, ein Eisenhammer. Das Vorwerk, so wie auch das später dort entstandene Dorf Neudörfel, war sonst nach Liebenau bei Lauenstein eingepfarrt.

Am Abhang jenes Berges,
der, mählig nur gesenkt,
den Fuß dort in der Müglitz,
hier in der Trebnitz tränkt,
dort, wo das neue Dörfchen
jetzt lacht aus grüner Flur,
stand vor zweihundert Jahren
ein einzeln Vorwerk nur.

Dies und der Eisenhammer,
der an dem Trebnitzbach,
umrauscht von hohen Erlen,
im Grunde unten lag,
gehörte Heinrich Pesseln,
und Wald und Flur und Rain,
die Wiesen und die Gärten,
all Alles dies war sein.

Wohl in der ganzen Gegend
war er der reichste Mann,
doch hatt' er wenig Freude
und wenig Lust daran.
Ihm ließ die garst'ge Habsucht
nicht Ruh bei Tag und Nacht,
stets war er unersättlich
nur auf noch mehr bedacht.

Abseit, daß er den Armen
nie einen Heller gab,
er geitzte auch am Lohne
der Hammerknechte ab,
bezahlte sein Gesinde
nur mit verrufnem Geld,
und rückte Nachts die Rainung
oft in der Nachbarn Feld. —

Das Abendmahl zu feiern,
stand eine fromme Schaar
im Liebenauer Kirchlein
einst beichtend am Altar;
und Pessel schien von Allen
der frömmste schier zu seyn,
und seine böse Habsucht
recht innig zu bereu'n.

Ein Jeder, der da beichtet,
legt mit arglosem Sinn
das Beichtgeld für den Pfarrer
still auf den Altar hin.
Der Lauensteiner Schösser
auch legt mit frommer Hand
ein neugeprägtes Goldstück
hart auf des Altars Rand.

Und Pessel schiebt darneben
mit diebisch scheuem Blick —
o pfui des reichen Sünders!
— ein falsches Kreuzerstück,

und sieht die goldne Münze
des Schössers da und hört
nicht mehr, wie ihn um Buße
sein Beichtiger beschwört.

Stier schaut er auf das Goldstück;
wie blitzt's mit gelbem Schein!
„Ei, wäre, denkt er lüstern,
der goldne Pfennig mein!"
Er sinnt und sinnt, und betet
das Vaterunser nicht,
und hält so scheu und heimlich
das Singbuch vor's Gesicht.

Und als der fromme Pfarrer
den wahren Leib des Herrn
je Zweien segnend spendet,
da zögert Pessel gern,
und läßt die Andern alle
erst am Altar vorbei,
damit er vor den Augen
der Leute sicher sey.

Und während er, der Letzte,
sich vor dem Pfarrer neigt,
und dieser ihm die Hostie
mit Kreuzessegnung reicht,
da nimmt sein Blick das Auge
des Pfarrers in Gewahr,
und seine Hand entwendet
das Goldstück vom Altar.

Wohl hat den argen Diebstahl
der Pfarrer noch geseh'n,
doch ruhig läßt er Pesseln
mit um den Altar geh'n,
auf dessen andrer Seite,
durch Pessels That betrübt,
er nun den Gästen Jesu
den Kelch der Gnade giebt.

Zuletzt da naht auch Pessel,
der sich ganz sicher meint,
und neigt den Mund zum Kelche
gar sehnlich, wie es scheint:
Der Pfarrer aber schaut ihm
mit zornig finsterm Blick
in's Aug', und zieht voll Abscheu
den Gnadenkelch zurück.

Und ruft: „Hinweg Verworfner!
Dich macht dies Blut nicht rein.
Nicht soll der Mund des Frevlers
den Kelch des Herrn entweih'n!
Gott möge dich verdammen
zur Hölle tief hinab,
und deine Leiche finde
dereinst kein ehrlich Grab!"

Er blickte voller Wehmuth
still in des Kelches Wein,
und bitt're Thränen flossen
aus seinem Auge drein.

Und Alle, die die Thränen
des greisen Pfarrers sah'n,
die blickten voll Entsetzen
den reichen Pessel an.

Der wankte wie zerschlagen
— ihm wichen Alle aus,
als wär sein Oden giftig —
zur Kirche stumm hinaus,
und warf daheim sich ächzend
aufs Krankenbette hin,
und bald erscholl das Wehe
des Todes über ihn.

Wie frostig und gefühllos
war's in dem Leichenzug,
der nun den reichen Pessel
zu seinem Grabe trug!
Die Hammerknechte trugen
wohl einen Bösewicht,
denn trocken war ihr Auge
und freudig ihr Gesicht.

Sie waren aufgebrochen
früh mit des Morgens Grau,
denn eine Stunde Weges
wohl war bis Liebenau,
wohin des Todten Vorwerk
und Hammer war gepfarrt,
und wo ihm nur mit Mühe
ein Grab erbettelt ward.

Und als der Zug gekommen
bis in den Trebnitzgrund,
da giebt durch fernen Donner
sich ein Gewitter kund,
und stärker, immer näher
bald kracht es Schlag auf Schlag,
und die Gewitterwolke
verdrängt den jungen Tag.

Und aus den schwarzen Schichten
zuckt Blitz auf Blitz herab,
als leuchtete die Hölle
den Bösewicht zu Grab.
Und zitternd zu einander
raunt's leis im Leichenzug:
„Das ist des Himmels Rache,
das ist des Pfarrers Fluch!"

Sie stellen scheu die Bahre
an einen Wiesenrand,
und flüchten in die Mühle,
die nah' im Grunde stand,
und kaum noch, daß sie drinnen,
da klirrt ein Wetterschlag,
und tausendfach im Grunde
rollt grell der Donner nach.

Solch einen Schlag erlebten
die Aeltesten noch nie,
Sie stürzten ängstlich betend
zusammt auf ihre Knie:

„Hilf Herrgott, sei uns gnädig
und laß' die Donner ruh'n,
wir wollen jeden Sonntag
herzinnig Buße thun!"

Da schweigt gemach der Donner,
die Wolken zieh'n sich auf,
im Thau gebadet drängt sich
der junge Tag herauf.
Die Leichenträger eilen
froh nach dem Sarge hin,
jedoch der war verschwunden,
sie finden nirgends ihn.

Sie suchen aller Enden,
und finden ihn doch nicht,
und von den Aelt'sten einer
hebt schauernd an, und spricht:
„Der droben wollt' nicht haben,
daß man zu Grab' ihn trug,
und Gottes Zorngewitter
vollzog des Pfarrers Fluch!"

Sie gingen heim so sinnig,
so schaurig ernst und stumm,
und keins von ihnen sahe
sich nach der Mühle um
und nach dem Wiesenrande,
allwo der Sarg verschwand,
den bis zu dieser Stunde
noch Niemand wiederfand.

Des reichen Pessels Schatten
hat ewig keine Ruh,
allmitternächtlich huscht er
nach jener Mühle zu,
und sucht die Leichenträger,
und heult: „Tragt mich in's Grab!
Ihr guten Hammerknechte,
was setzt den Sarg ihr ab?"

Die Mühle steht verlassen
seit langen Jahren schon,
der Meister mit den Knappen
ist vor dem Spuk entfloh'n.
Das Mühlrad ist zerbrochen,
zerborsten Schlott und Wand,
begraben hat die Trebnitz
das Wehr in ihren Sand.

Das ist die wüste Mühle,
dort sucht um Mitternacht
der Geist die Leichenträger
die ihn um's Grab gebracht.
Er wimmert durch die Trümmern,
kann nimmer schlafen ein.
Sein Wimmern klingt so gräßlich —
Mag Gott ihm gnädig seyn!

7.

Die Silberbergwerke

bei

Schneeberg.

Die Entdeckung dieser Bergwerke giebt schon Meltzer in seiner Historia Schneebergensis verschieden an, indem er, als minder glaubwürdig erzählt, daß ein Pferd mit dem Hufeisen im Gewülkniß eine Gilbe (d. i. silberhaltiges gelbes Erz) aufgescharrt und so zur Entdeckung des Silbers und der Gründung Schneebergs Veranlassung gegeben habe. Glaubwürdiger schätzt er nachstehende Erzählung, in der sich das geschichtlich Wahre leicht von dem Sagenhaften scheiden läßt, und welche nach Meltzern und andern glaubwürdigen Nachrichten in den Sommer des Jahres 1470 fällt. Schneeberg ward 1477 gegründet, als in welchem Jahre Herzog Albert der Beherzte den Grundstein zu der ersten steinernen Kirche legte.

Des Weges daher,
belastet gar schwer,
kam von Zwickau ein Wandrer geschlichen,
Sebastian Rommner. Aus Girka [1]) war er
und hatte halb Deutschland durchstrichen.
Er trug im Ränzel viel Schustergeräth
zum Verkauf in die fernsten Lande.
Verdrüßlich keucht er einher, denn er geht
im Sande,
der heiß an die Sohlen ihn brannte.

Da tritt ein Mann
aus dem Dickicht heran
mit langem krauslockigen Barte,
und neiget sich vor ihm und redet ihn an:
„Freund Rommner aus Girka, ha warte!
Ich suchte dich lange, doch fand ich dich nicht;
gut, daß ich dich endlich getroffen!
Du hast großen Reichthum mit Zuversicht
zu hoffen,
denn es steht dir Verborgnes offen."

Doch jenem war
dies Wort nicht klar,
und er hub an nach der Deutung zu fragen.
Da antwortet der Mann mit dem krausigen Haar,
„Nur dieses noch darf ich dir sagen:
Was andere achten für schlecht und gering,
das belug' du mit sorglichern Augen
dann wird es dir werden gar köstliches Ding,
und taugen,
in jeglichen Stücken zu brauchen."

Der Mann verschwand,
und Rommner stand
und wußte nicht, was ihm geschehen.
Da war's ihn, als faßte ihn wer bei der Hand,
und zwang' ihn ins Dickicht zu gehen.
Und er ging so gedankenvoll schräg in den Wald
durch die uralten Tannen und Fichten,
und verirrte sich drinnen, und machte da Halt,
zu sichten,
wo das Holz sich anfinge zu lichten.

Und sieht einen Schacht
und hat wohl Acht,
ob er könn' einen Häuer gewahren,
doch ist keiner zu Tage; drum macht er sich sacht,
und pocht, 's möcht' einer ausfahren.
Da fuhr der Steiger in Eile aus,
und zürnt', als er Rommnern gesehen:
„Was rufst du aus unserer Grub' uns heraus?
Muß gehen,
jetzt darf man nie müssig mehr stehen."

Drauf Rommner spricht:
„„Freund, zürnt mir nicht,
nicht wollt' ich euch äffen und necken.
Ich hab mich verirret, der Wald ist so dicht,
und kann keinen Ausweg entdecken.
Drum bitt' ich euch, zeigt mir den richtigen Steig!""
Drauf langt er sein Ränzel vom Rücken:
„„Wir wollen zuvor uns, gefällt es euch
erquicken,
da habt ihr zwei köstliche Stücken!""

Daß Brod und Brei
recht schmackhaft sey,
holt der Steiger frisch Wasser vom Quelle
und sie schwatzen ein Langes und Breites dabei
und lagern auf grasiger Stelle.
Drauf Rommner den Steiger zufällig auch frägt,
ob die Gruben hier bringen viel Segen.
Und der Steiger erwiedert: Ach leider steht's schlecht,
deswegen
kein Gewerke will [2]) fürder verlegen.

Wir schlugen ein
auf Eisenstein,
und haben deß schon viel genommen,
doch kürzlich ist von der Seite herein
ein schädlicher Gang zugekommen.
Der machet das Eisen so flüssig, wie Brei,
sie können's im Hammer nicht schmieden,
und niemand konnte ein Mittel dabei
uns bieten,
wie sehr wir auch drob uns bemühten.

Stillschweigend drauf
stehn beide auf,
und packen ins Ränzel die Brocken,
nach der Schlema [3]) hin wendet sich Rommners Lauf,
auch der Steiger läßt leicht sich verlocken,
und ist zum Geleit bis zum Hammer bereit.
Dort sehn sie das Renneisen schlagen,
doch traurig drein schauen die Hammerleut',
und klagen,
daß umsonst mit dem Erz sie sich plagen.

Und Rommner spricht:
„Wehrt ihr mir's nicht,
so nehm ich vom Erz mir zwei Pfunde,
und frage daheim, was dem Eisen gebricht,
bald geb' ich darüber euch Kunde."
(Er dacht' an den Mann mit dem krausigen Haar,
und was dieser ihm alles gedeutet).
Sie geben das Erz ihm wie Staub so klar
bereitet,
und er dankt ihnen herzlich und scheidet.

In Girka drauf
macht er sich auf,
bei venedischen Künstlern [4]) zu fragen,
und spricht: „Dies Erz, ich erhielt es im Kauf,
vielleicht könnt den Werth ihr mir sagen.
Ihr baut ja auf Gold hier, und kennet das Fach!"
und die Welschen begannen zu sinnen,
bis zuletzt noch der Eine von ihnen sprach:
„Da drinnen
werd' ich Silbers zur Hälfte schier innen."

Ob dem Bescheid
sich Rommner freut,
und entschließt sich, nach Steyer zu laufen,
um Schustergeräth' in Geschwindigkeit
für die nächste Reise zu kaufen.
Drauf geht er nach Nürnberg, und forscht aufs Neu,
in der Meinung, es könn' ihm nicht schaden,
und hört hinwieder, daß Silber drin sey;
doch verrathen
wird er dort, und zum Richter geladen.

Und ernst frug der:
„Wo hast du's her,
das Erz, wo des Silbers viel drinnen?
Wenn du lögest, bedenke, die Strafe ist schwer,
durch die Wahrheit nur kannst du gewinnen."
Da bedenket sich Rommner nicht lang und spricht:
„Mir schenkt' es ein Schreinergeselle.
Laßt mich frei! Ich kenn' ihn von Angesicht.
Bei der Hölle,
ich schaff' ihn in kurzem zur Stelle!"

Man glaubt dem Wort,
und läßt ihn fort,
beladen mit reichen Geschenken,
und Rommner säumt länger nicht, hin zum Ort
seiner Hoffnung die Schritte zu lenken.
Bald ist er in Zwickau zur Jahrmarktzeit,
und gerieth dort auf offener Gassen
halbberauscht mit zwei Bürgern gar heftig in Streit.
Die lassen
vom Büttel ihn hurtig fassen.

Zum Hauptmann [5]) hin
führt dieser ihn,
daß er dort sich rechtfertigen thäte.
Und Rommner bekennt: „Aus Sirka ich bin
und handle mit Schustergeräthe.
Mich reitzten die Bürger durch hämischen Hohn,
weil ich arm und in Lumpen gekleidet;
doch glaubt, Herr Hauptmann, ich werd' einst schon
beneidet,
wenn den Schatz ich, den großen, erbeutet!"

Der stutzt und spricht:
„Verbirg mir's nicht,
du denkst einen Schatz wohl zu heben?
Bekenn' es, und wenn es an etwas gebricht,
das will ich dir gerne geben!"
Die Rede klang herrlich; doch Rommner ist klug
und antwortet: „Ja, wollt' ich nur graben,
ich könnte des Goldes und Silbers genug
leicht haben,
da Zufall und Glück mir es gaben."

Nach solchem Wort
fährt der Hauptmann fort,
noch heftiger in ihn zu dringen.
„Ei so sag', wo der Schatz liegt, und zeig' mir den Ort,
es soll dir das größte Glück bringen.
Sollst nicht mehr hausiren mit Schustergeräth,
sollst leben in Fülle und Freuden,
und männiglich wird dich, wenn's also dir geht,
beneiden;
drum sag mir's, und laß uns nicht streiten!"

Und Rommner drauf
blickt schmunzelnd auf,
und spricht: „Wollt ihr ernstlich mir schwören,
den Schatz treu mit mir zu theilen, wohl auf,
so sollt das Geheimniß ihr hören."
Der Hauptmann schwur, da fuhr er fort:
„Dies Erz hier, man hält es für Eisen,
doch Silber ist's halb. Morgen will ich den Ort
euch weisen,
dann thut auch, was ihr mir verheißen."

Aufs Eisenstück
stiert des Hauptmanns Blick,
als säh' er's in Silber zerfließen.
Nicht vermag er zu fassen das plötzliche Glück,
kein Auge die Nacht durch zu schließen.
Kaum graute der Tag, da traten die Zwei
den Weg an zum giebigen Schachte,
und der Hauptmann sah ein, daß dem Dinge so sey,
und machte
sich bei Seite mit Rommnern, und sagte:

„Wenn dieses Erz
ist solchen Werths,
wie du meinst, ei, so sind wir geborgen!
Der Schatz ist dann unser, kein And'rer erfährt's,
und laß mich für's Weitere sorgen.
Daß das Erz man im Hammer nicht schmieden kann,
drob sind die Gewerken verdrüßlich,
leicht kauf' ich die Grube, und hoffe dann
gewißlich,
die Sach' ist uns beiden ersprießlich."

Vertieft in's Glück
gehn sie zurück,
nochmals einen Goldschmied zu fragen.
Der prüfet das Eisen mit kundigem Blick:
„Ob des Silbers drinn läßt sich's nicht schlagen!"—
Das hörte der Hauptmann mit Freuden und ging
sonder Säumen hin zu den Gewerken,
und kaufte die Grube, ehe das Ding
sie merken,
und den Preis ihm wohl zehnfach verstärken.

Nun war das Bau'n
mit Lust zu schau'n,
jetzt fand man nicht breiiges Eisen.
Der Hauptmann ließ Sonntags die Häuer, traun!
mit Wein und mit Kuchen speisen.
Denn es strotzte der Schacht ja vom edlen Metall,
und brachte den reichlichsten Segen,
es flimmert Gediegenes überall
entgegen,
daß sie's kaum gewältigen mögen.

Von Arglist fern,
theilt der Hauptmann gern
mit Kommnern die köstliche Beute.
Der wird bald in Zwickau zum reichsten Herrn,
und gebeut über Güter und Leute,
und nennet sich Römer auf jenes Geheiß,
und bestellet Bankette und Feste.
Da spricht einst der Hauptmann im traulichen Kreis:
„Ihr Gäste,
sagt, ist nicht ein Weibchen das Beste?"

„Und wie es scheint,
will unser Freund
für immer so ledig verbleiben.
Hör', Römer, mein Rath ist ja redlich gemeint,
du mußt dich doch endlich beweiben.
Mein Mühmchen, in Neumark [6]) befindet es sich,
laß morgen zur Brautschau uns gehen,
ich wett' um mein Leben, gleich ist es um dich
geschehen,
so bald du die Holde gesehen!"

Drauf Römer spricht:
„Das weigr' ich dir nicht,
ich kann ja mein Heil da versuchen.
Doch sorg du nur, daß es an nichts ihr gebricht,
ich möchte dem Kuppler sonst fluchen."
So wurden sie einig nach Neumark zu gehn,
und gingen frühmorgens zusammen.
Dort hatte kaum Römer das Mägdlein gesehn,
da schwammen
seine Sinne in Feuer und Flammen.

So schwarz ihr Haar,
ihr Aug' so klar,
gleich rosigem Sammte die Wangen,
mit einem Worte: schön Aennchen war
geschaffen, die Herzen zu fangen.
Doch ihr Vater, Herr Günther von Bünau stand an,
einen Mann ihr nach Herzen zu wählen.
Er liebte das Geld. Nicht durft' es daran
dem fehlen,
der sich wollte mit Aennchen vermählen.

Und spät und früh
warb man um sie,
doch den Einen verschmähte der Alte,
den Andern die Tochter. So kam's, daß die Müh
der Freier sich nimmer bezahlte.
Nur Römern wies Aennchen nicht spröde zurück;
der wußte ihr Sträuben zu brechen,
leicht mocht' auch den Alten des Freiers Glück
bestechen,
sein väterlich Jawort zu sprechen.

Kein Vierteljahr
vergangen war,
da wallet das Paar zur Kapelle.
und siehe, der Mann mit dem krausigen Haar
wartet ihrer schon dort an der Schwelle,
und flüstert zu Römern: „Ha, denke zurück,
wie ich einst dir im Walde erschienen.
Zu so Hohem nicht mochte sich damals dein Blick
erkühnen,
drum hoff' ich jetzt Dank zu verdienen!"

Und Römer spricht:
„Noch weiß ich nicht,
womit ich dir's könnte vergelten.
Wohl ist, dir zu danken, mir heilige Pflicht,
du sollst mich nicht undankbar schelten!"
Drauf jener: „Ein Kleines begehr ich zum Lohn,
und kannst du gar leichtlich es missen:
befiehl' deiner Braut, mich armen Patron
zu küssen,
draus wird ihr viel Segen entsprießen."

Auf des Bräutigam Wink
gehorsam flink,
ist Aennchen zum Kusse gewillig.
Und jener spricht: „Ein Kuß ist ein winziges Ding,
und dreie sind nicht mehr als billig.“
Und er küßt sie: „Meine Küsse sind köstliches Gut,
der erste bringt Mutterfreuden,
der zweite Gesundheit und kräftigen Muth
im Leiden,
der dritte mag Reichthum bedeuten!“

Sprach's und verschwand
gar flink und gewandt
vor der Gaffer nachstaunendem Blicke.
Viel Boten wurden ihm nachgesandt,
und keiner bracht' ihn zurücke.
Doch fern auch blieb er den Beiden getreu,
und was die drei Küsse versprachen,
ward erfüllet, und hörte man mancherlei
drob sagen
von Gnomen und Elfen und Drachen. —

Anmerkungen.

1) Girka, jetzt Görkau, böhmische Stadt im Kreise Saatz an der Biela.

2) Gewerken sind die Besitzer oder Theilnehmer am Bau einer Zeche, eines Pochwerks oder auch einer Schmelzhütte. Die Gewerken verlegen, d. h. sie geben ihr Geld einstweilen zur Löhnung ihrer Bergarbeiter her, obgleich sie für den Augenblick nichts gewinnen; verlagsweise also, in Hoffnung auf bessere Ausbeute.

3) Schlema, Dorf ohnweit Schneeberg, jetzt mit einem großen Blaufarbenwerke.

4) Solche Venetianer oder Walen durchzogen damals ganz Deutschland, um Goldbergwerke zu entdecken.

5) Dieser churfürstliche Hauptmann oder Statthalter von Zwickau heißt in Meltzers Chronik Mülich von Karlowitz.

6) Neumark, Marktflecken im Amte Zwickau.

8.

Die Mönchstaufe

bei

Wechselburg.

Dedo der Feiste, Graf von Rochlitz oder richtiger, Markgraf der Lausitz d. i. der Niederlausitz genannt, stiftete 1174 zu Zschillen (jetzt Wechselburg) ein Augustinerkloster geregelter und nur aus dem Adel zu wählender Chorherren, und die Mönche dazu nahm er aus dem Kloster Lautersberg bei Halle. — Nachstehende, geschichtlich glaubwürdige Begebenheit fällt 1278.

Arg trieben's die Chorherrn [1]) im Kloster zu Zschillen,
und Klagen erhoben sich weit und breit
um ihres unchristlichen Lebens willen,
denn die Pröbste befürchteten Aerger und Streit,
und ließen nach Lüsten sie schalten und walten,
im Kloster nur Frieden und Ruh' zu erhalten.

Da wählet der Bischoff, [2]) dem Unfug zu steuern,
zum Probst einen frommen, kräftigen Mann;
der muß es mit heiligem Schwur ihm betheuern,
die Chorherrn zu zähmen, wo immer er kann,
und tritt dann in's Amt mit dem festesten Willen,
die mißlichen Pflichten getreu zu erfüllen.

Er versucht es zuvörderst mit freundlichen Bitten,
doch, was er auch bittet und warnt und spricht,
sie wollen nichts hören von christlichern Sitten,
und lachen und spotten ihm frech ins Gesicht:
Wir denken, wir haben's stets christlich gehalten,
und wünschen und hoffen, es bleibe beim Alten!

Da warnt sie der Probst mit drohender Strenge,
nicht zweimal zu sagen solch höhnisches Wort,
doch treibt das die Chorherrn wenig in's Enge;
sie beschließen im Stillen, ihr Wesen hinfort
dem Probste zum Trotze noch ärger zu treiben,
und allesamt stets aus der Hora [3]) zu bleiben.

In der folgenden Hora läßt keiner sich sehen,
und als nun Minut' um Minute verrinnt,
da sendet der Probst seinen Prior, zu spähen,
warum nicht gekommen die Chorherrn sind,
und läßt denselben aufs Ernstlichste sagen,
er werde sie Morgen beim Bischoff verklagen.

Lang harrt er, doch kehrt der Prior nicht wieder,
und ängstlich hört er um Hilfe ihn schrei'n —
flugs eilt er zum Refectorium [4]) nieder,
und stürzet mit zornigen Blicken hinein,
doch starr vor Schreck in der Thür bleibt er stehen,
denn heiliger Himmel, was muß er da sehen!

Die Chorherrn schwelgten in lärmender Runde,
zwei schamlose Dirnen auch saßen dabei,
und Reden gingen aus jeglichem Munde,
als ob ganz Zschillen ein Bubenhaus sey;
am Getäfel im Blute, von Scherben umgeben,
lag der Prior, ein blutiger Hammer daneben.

Der Probst rafft sich mählig vom Schrecken zusammen
und donnert sie an in untadlicher Wuth:
„Ha Fluch euch, ihr Buben! Gott mög euch verdammen!
Euch verdamme des Priors unschuldiges Blut!
Fluch, Fluch euch! und, bei des Erschlagnen Leiche!
Fluch mir auch, wenn ich hier länger noch schweige.“

Er ruft es. Aufspringen ingrimmig die Mörder:
„„So Fluch euch! Denn schweigen sollt ihr fortan!
Und dazu bedarf's nicht Lanzen und Schwerter,
das ist mit dem winzigsten Messer gethan!““
Sie fassen ihn wüthend an beiden Armen,
und werfen zu Boden ihn ohne Erbarmen.

Sie schneiden die Zunge ihm ab im Munde,
und schlagen die Stirn mit dem Hammer ihm ein:
„„So, Probst, nun bringe dem Bischoff Kunde,
und will er mit solcher zufrieden nicht seyn,
sprich: Bischoff, was hießest du mich's unternehmen,
die adligen Chorherrn von Zschillen zu zähmen!““

Sie treten den Todten mit Füßen, und wälzen,
ihm auch zu verkümmern das ehrliche Grab,
ihn an's Ufer der Mulde, und stoßen vom Felsen
mit teuflischem Spott in den Fluß ihn hinab,
und die schäumenden Wellen der Mulde haben
mitleidig des Märtyrers [5]) Leiche begraben.

Als aber der Chorherrn blut'ges Verbrechen
der Margraf Heinrich der Jüng're [6]) erfuhr,
da gelobt' er, den Tod des Probstes zu rächen,
und gewissenhaft hielt er den ernsten Schwur:
Die Chorherrn befahl er zu strafen am Leben,
und das Kloster den deutschen Rittern [7]) zu geben.

Wohl hat sich derseit viel anders gestaltet,
und Zschillen ward Wechselburg später genannt, [8])
doch die traurige Mähr ist nimmer veraltet,
und der Raum in der Mulde am Uferrand,
wo der Probst einst versunken, der heißt noch heute
die Mönchstaufe im Munde der dortigen Leute.

Anmerkungen.

1) Chorherren. Zu Zschillen waren geregelte, d. i. zum klösterlichen Leben und dem Chordienste verpflichtete Chorherren und wurden von einem Probst und Prior regiert, welche beide der Bischoff von Meißen wählte.

2) Der Bischoff von Meißen, Witticho oder Wittego.

3) Hora ist die festgesetzte Stunde, in welcher sich in Klöstern und Stiftern die Mönche, Nonnen oder Chorherren versammeln, um bestimmte Gesänge abzusingen; gewöhnlich des Tages dreimal.

4) Das Refectorium ist der gemeinschaftliche Speisesaal in einem Kloster.

5) Märtyrer, Personen, die für ihre Religion, oder überhaupt für Recht und Tugend, ihr Leben geopfert haben.

6) Heinrich der Jüngere, gewöhnlich der Erlauchte genannt, jüngster Sohn Dietrichs des Bedrängten, Markgraf von Meißen, starb 1288.

7) Der deutsche Ritterorden stand unter einem Hochmeister; seine Besitzungen wurden durch Komthure verwaltet; seine Pflichten waren der Kampf für die Religion, Kranken- und Armenpflege; seinen Gottesdienst besorgten die Priesterbrüder. Das Kloster Zschillen nun war ein Komthurhof, d. i. Sitz eines Komthurs. Als erster Komthur von Zschillen wird in Urkunden Dietrich von Kolditz, und neben ihm als ein Priesterbruder Heinrich von Broburc genannt.

8) Zschillen — genannt. Zur Zeit der Reformation ward die Komthurei Zschillen säcularisirt (zum Besitzthum einer weltlichen Herrschaft gemacht), und erhielt

dabei den Namen Wechselburg. Wie irrig die gewöhnliche Meinung sey, daß der Name vom Tausche der Herrschaften Zschillen und Penig gegen Hohnstein, Lohmen und Wehlen, welcher 1543 zwischen den Herren von Schönburg und den Herzögen Moritz und August stattfand, herrühre, erhellt aus der Tauschurkunde selbst, wo es heißt: „daß Haus undt Guth Zschillen, jetzo Wechselburgk genanndt“.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

9.

Der Teufelsgraben

bei

Koselitz.

Der Teufelsgraben, den Einige für einen alten Befestigungswall, Andere für eine Wasserleitung halten, fängt in der Gegend von Tiefenau und Koselitz, 2½ Stunde nördlich von Großenhain an, und zieht sich von Osten nach Westen, in ziemlich gerader Richtung, bei dem Vorwerke Gohrisch und der Neusorge vorüber, bis in die Nähe von Fichtenberg hin, wo er, zehn Minuten noch von der Elbe, endigt. Die Alterthumsforscher schreiben seine Erbauung bald den Römern, bald den Deutschen oder Sorbenwenden, die Sage aber schreibt dieselbe dem Teufel zu.

Einst wohnte in Koslitz im meißnischen Land
ein ehrsamer Müller, gar rühmlich bekannt
als Vater der lieblichen, blonden Rosette,
die Mancher zum Weibchen genommen gern hätte.

So reizende Formen, solch holdes Gesicht
gab's unter der Sonne zum zweiten Mal nicht,
drum war es kein Wunder, daß früh schon bei Zeiten
um Müllers Rosetten viel Jünglinge freiten.

Schon bildete Mancher im Stillen sich ein,
in's Herzchen des Mädchens gedrungen zu seyn,
doch konnte derselben nur Einer von allen,
nur Ludwig, der stattliche Jäger, gefallen.

Der trug einen Sarras und Federn am Hut
und war auch hübsch artig, drum war sie ihm gut,
und hätte ihn gern auch zum Manne genommen,
wär' nur nicht ein Wennerst dazwischen gekommen.

Der Müller, dem's öfters an Wasser gebrach,
that theuer mit seiner Rosette, und sprach:
„Nur wer mir kann Wasser verschaffen im Graben,
der soll meine Tochter sammt Zubehör haben.“

Das war denn freilich ein schweres Beding,
zumal da die Elbe so fern davon ging,
und der Jäger, beschäftigt auf Wasser zu sinnen,
sah all seine Hoffnung zu Wasser zerrinnen.

Doch blieb er deswegen dem Mädchen getreu,
und betete täglich zum Himmel dabei,
er möchte dem Müller doch Wasser gnug geben,
und somit das häßliche Hinderniß heben.

Da hört, was begab sich? — Ein Mühlknappe kam,
der von der Bedingung des Müllers vernahm,
und erbot sich, den Mangel des Wassers zu heben,
wenn der Müller nur wollte das Mädchen ihm geben.

Der Knappe sah häßlich, verlaufen und wild,
eines fahrenden Schülers verzweifeltes Bild,
rothköpfig, blaulippig, hohlwangig, triefäugig,
schiefmäulig, lahmfüßig, langhändig, dünnbäuchig.

Der Müller besah ihn und sagte alsdann:
„Vielleicht steht dein Aeuß'res Rosetten nicht an,
doch schiert mich das wenig; schaff' Wasser im Graben,
so sollst du das Mädel zum Ehgemahl haben!“

„Wie aber, das fragt sich, wie soll das gescheh'n?
Wie viel werden Wochen darüber vergeh'n?
Die Eile thut noth, weil ich eher am Ende
mitsammt meinem Mädel verhungern gar könnte."

So fragt ihn der Müller. Der Knappe drauf spricht:
„„Das wäre noch hübscher! so weit kommt es nicht!
Noch heute Nacht sollt ihr das Wasser erhalten,
und morgen ist Hochzeit, drum laßt mich nur schalten!""

„„Ich grab' einen Graben vom Elbstrom hieher
und baue auch Schützen und Abzug und Wehr,
und ehe die Hähne in Koselitz krähen,
hezzi! — ich benieß' es! — ist Alles geschehen!""

Der Müller wünscht Prosit! doch sieht er's nicht ein,
und spricht: „I da müßtest der Teufel du seyn!"
„„Zu dienen, — spricht jener mit art'gen Geberden —
und freu' ich mich sehr, euer Eidam zu werden.""

Dem Müller lag an der Verwandtschaft nicht viel,
doch macht' er gute Miene zum mißlichen Spiel,
und dachte: „I schneid' du doch auf und der Teufel;
kannst doch nicht Wort halten, daran ist kein Zweifel."

Keck nochmals verspricht er dem Knappen die Maid,
im Fall er in oben bedungener Zeit,
von elf Uhr des Nachts, bis die Hähne früh krähen,
den Grabenbau würde beendiget sehen.

Drauf rief er die lauschende Tochter herbei,
sie grüßte den Freier erschrocken und scheu,
der aber gerieth flugs in Feuer und Flammen,
und es lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

Er wollte sie herzen, doch wich sie ihm aus
und verließ mit Thränen und Klagen das Haus,
und eilte zur Lorenzkapell', am Altare
zu beten, daß Gott sie in Gnaden bewahre.

Sie betete brünstig, sie betete lang,
bis die Nacht, die gefürchtete, niedersank,
da lief sie nach Hause, und hörte die Beiden
in der Stube von Hochzeit und Kindtaufe streiten.

Sie saßen selbander beim köstlichsten Mahl,
bei dampfenden Schüsseln und vollem Pokal;
dies Alles erst holte der fremde Geselle
so eben aus Kellern und Küchen der Hölle.

Dem Müller schon wurde das Köpfchen zu schwer,
doch stach er gar schelmisch manch Gläschen noch leer,
so daß er selbst lieber, statt seiner Rosette,
noch heute den Teufel geheirathet hätte.

Da schlug es Glock' elf. — „Ei Donner und Blitz!"
rief Satan erschreckt und erhob sich vom Sitz,
„jetzt muß ich mich hasten, sofern ich den Graben
vor dem Krähen der Hähne noch fertig will haben."

Rasch fuhr er zum offnen Kamine hinaus
in Feuergewölken und Sturmesgebraus,
und schwang durch die Luft sich, und rief aus den Tiefen
die Geister der Hölle, die säumig noch schliefen.

Grell rollten die Donner, wild schnob der Orkan
die Gohrischer Heide bei Fichtenberg an,
daß die Eichen wie Bohnengestänge zerknickten
und die flüchtenden Hasen zu Schocken erdrückten.

Unzählige Blitze durchzuckten die Nacht,
und weithin erbebte die Erde mit Macht,
zumeist bei der Mühle; drum nennen die Leute
den Wald dort das Teufelsnest immer noch heute.

Dort gebar der Erde schwarzqualmender Schooß
die Teufel zu Tausenden, feurig und groß,
die schritten zur Arbeit sonder Verweilen
mit Schaufeln und Spaten mit Sägen und Beilen.

Ihr Meister selbst schwärmte bald hier und bald dort,
und trieb sie, — natürlich es ging auf Akkord —
daß sie mußten ein wenig geschwinder sich regen,
als meistens die Maurer auf Erden jetzt pflegen.

Sie fällten das Holz, das im Weg ihnen stand,
sie gruben und hackten, sie karrten das Land,
sie wölbten die Böschung und rührten die Hände,
damit sie vorm Hahnenruf wären am Ende.

Der Müller indessen, was sagt er dazu?
Der Müller? — Der schnarchte in seliger Ruh!
er war von dem Weine des Eidams betrunken,
in ein Schlummerchen unter dem Tische versunken.

Rosette dagegen, das trostlose Kind,
sie weinte beinahe die Augen sich blind,
sie lag auf den Knieen und jammerte kläglich,
und flehte zum Himmel gar heiß und beweglich.

Das Werk ging zu Ende, nicht fern mehr war,
von der Mühle die fleißige Arbeiterschaar;
nur siebenzig Schritte noch mußten sie graben,
um alles gehörig vollendet zu haben.

Der Meister flog über der Mühle, und rief:
„Bis hierher, Gesellen! Hübsch räumig und tief!
Und müßt ihr auch heut einmal keuchen und schwitzen,
ihr sollt auch zur Hochzeit bei Tafel mit sitzen."

Dies hörte Rosette, ihr flirrt' es im Sinn,
sie stürzt' auf die Kniee verzweiflungsvoll hin:
„Ach, heiliger Lorenz, ach hilf mir in Gnaden,
und laß nicht die Arglist des Bösen gerathen!"

Sie betet' es brünstig, und siehe, da schrie
der Hahn in der Mühle sein Kikeriki,
und alle die Hähne in Koslitz geriethen
darüber in Aufruhr und kikerikiten.

Wie lärmte der Teufel, wie flucht' er da laut,
durch die Hähne betrogen um Sieg und Braut!
Er fuhr mit der heulenden Schaar seiner Knechte
ergrimmt in der Hölle tiefunterste Schächte.

Das war ein Getöse, Geheul und Gekrach,
daß der Müller selbst unter dem Tische ward wach.
Er fragte Rosetten: „Was giebt es denn draußen,?
Was ist das für Lärmen und Tosen und Brausen?"

Und als ihn das Mädchen in's Klare gebracht,
da feixt' er: „Na wahrlich, das hab' ich gedacht!
Wind machen kann Jeder, doch Wasser herschaffen,
darüber wird selber der Teufel zum Laffen!"

Jetzt kamen die Nachbarn in Menge herbei,
und — Aber was soll der langdehnige Brei?
Ich lasse die Nachbarn den Müller ausschelten,
und eil' in der Kürze noch dieses zu melden:

Der Müller durch Regen mit Wasser versorgt,
bezahlte bald Alles das, was er geborgt,
und daß er am Ende nicht enkellos bleibe,
so gab er Rosetten dem Jäger zum Weibe.

Der heilige Lorenz auch wurde bedacht,
als welcher die Hähne zum Krähen gebracht.
Bei seiner Kapelle erbauten die Leute
ein Dorf; Lorenzkirchen heißt es noch heute.

Den Teufelsgraben auch kann man noch seh'n,
und die Koslitzer Hähne auch hört man noch kräh'n.
Der Graben ist stückweis' mit Waldung bewachsen,
drin giebt es viel Hasen, halb Preußen, halb Sachsen.

10.

Die Oswaldskirche
bei
Elterlein.

Die Oswaldskirche, unfern Waschleite und Heide bei Elterlein, soll 1514 durch den Grünhainer Abt Georg Küttner gegründet, und wegen Dazwischenkunft der Reformation nicht ausgebaut worden seyn. Im Munde des Volkes aber findet sich, statt dieser Muthmaßung der Alterthumsforscher, folgende Sage, welche freilich wenigstens vor Anfang der Reformation fällt.

Bei Elterlein im Thale
am Oswaldsbache steh'n
die Trümmer einer Kirche,
gar traurig anzuseh'n.

Wohl mag's ein stolz Gebäude
dereinst gewesen seyn;
jetzt fällt der Thau und Regen,
jetzt weht der Schnee hinein.

Nicht Dach, nicht Fenster wehret
den Wetterstürmen mehr,
den krummgebeugten Pfeilern
wird ihre Last zu schwer.

Aus seinen Fugen weichet
der morsche Stein heraus,
der Frost zerbrockt den Mörtel,
der Regen wäscht ihn aus.

Und keine Spur von Altar,
von Chor und Sacristei?
Wohin ist Kreuz und Glocke?
Wer brach den Thurm entzwei?

Deß giebt die Mähr des Volkes
getreulichen Bescheid,
sie klingt gar traurig schaurig,
ein Klang aus alter Zeit.

Es liegt von den Ruinen
ein Gut nicht allzufern,
das war einst Kaspar Klingers,
des reichen Hammerherrn.

Wohl groß war dessen Reichthum
an Bergwerk, Feld und Holz,
doch wohl noch zehnmal größer
sein ungemeßner Stolz.

Er redete mit Niemand,
der nicht so reich wie er,
und dankte keinem Gruße,
als ob er taubstumm wär'.

Einst ritt er durch die Waldung
bei hellem Mondenschein;
begegnet' ihm Wolf Gött'rer,
Bergherr in Elterlein.

Der ruft: „Glückauf, Herr Klinger!"
mit freundlichem Gesicht;
jedoch der stolze Reiter
dankt seinem Gruße nicht,

Und reitet ruhig weiter,
da kehrt der Bergherr um,
hält Klingers Roß am Zügel,
und fragt: „Herr, seid ihr stumm?

Dünkt's euch zu schlecht, zu danken,
wenn euch ein Bergherr grüßt?
He, oder hört ihr etwa
nicht gut zu mancher Frist?

Ich hab's schon oft vernommen,
daß euch der Dünkel plagt,
und mein' ich, soll euch's nützen,
wenn's euch mal Jemand sagt.

Dem Bergknecht sollt ihr danken,
wenn er euch freundlich grüßt,
weil er wohl oftmals klüger
als der Gegrüßte ist!

Glückauf! Die Lehre bleibe
euch im Gedächtniß frisch!"
So ruft der Bergherr bitter,
und schlägt sich in's Gebüsch.

Wohl läuft dem stolzen Klinger
bei solchem schnöden Wort
die Gall' im Herzen über,
doch Götterer ist fort.

Er reitet, bleich vor Aerger,
den Bergeshang hinein,
und knirscht: „Die Frechheit tränk' ich
dir wohl noch gräßlich ein!“

Er sinnt auf blut'ge Rache,
er brütet schwarzen Plan,
und wirbt sich seinen Bruder
zum Mordgehülfen an.

Und in der Pfingstnacht gehen
die Zwei nach Elterlein,
und schleichen sich mit Beilen
in's Haus des Bergherrn ein.

Die Diener, — solches forschten
die Beiden klüglich aus —
sind heut zu Tanz gegangen,
er ist allein zu Haus.

Und ehe noch der Wächter
die elfte Stunde rief,
und im verschlossenen Gaden
der Bergherr sicher schlief;

Da lauern sie im Vorhaus
zusammengeduckt und still,
bis daß er kommt und selber
das Haus verschließen will.

Und Kaspar wirft ihn nieder,
und tritt ihn mit dem Fuß:
„Jetzt, Herr, jetzt bringt euch Klinger
den Dank für euern Gruß!“

Und eh' er kann sich wehren
und kann nach Hülfe schrei'n,
da schlagen sie den Schädel
ihm mit den Beilen ein.

Drauf eilen sie von dannen,
und freu'n sich ihrer That,
doch gräßlich schon am Morgen
aufgeht die blut'ge Saat.

Man hat mit ihren Beilen
die Mörder flüchten seh'n,
und drob muß Kaspar Klinger
den Richtern Rede steh'n.

Das Leugnen dünkt dem Stolze
des Hammerherrn zu klein,
er lächelt und gestehet
gleichgültig Alles ein.

Und als gefällt das Urtheil,
da tritt er vor und spricht:
„Wohl graut mir's nicht zu sterben,
doch will ich's jetzt noch nicht.

„Drum, laßt ihr mir das Leben,
will ich ein Kirchlein bau'n
zur Ehr' des heil'gen Oswald,
nicht schöner wo zu schau'n.

Auch leg' ich hundert Gülden
im Armenseckel ein.
Dies, mein' ich, wird den Fehler
zu sühnen, gnüglich seyn."

Er spricht's mit stolzer Ruhe.
Dem reichen Hammerherrn
gestatten seine Richter
so theure Lösung gern.

Dem Andern von den Brüdern
war keine Lösung noth;
der stürzte selben Tages
vom Rosse und blieb todt.

Sein Bruder, froh des Erbes,
wählt nun zum Gotteshaus
den Platz auf grüner Aue
am Oswaldsbache aus.

Wer Wald und Steinbruch erbet,
hat freilich gutes Bau'n!
Er läßt die Steine brechen,
und läßt das Bauholz hau'n.

Wie wird's im Thal lebendig,
wie regt sich's überall,
wie darf jetzt nicht mehr rasten
im Wald der Wiederhall!

Hier hauen rüst'ge Zimm'rer
die Tannenstämme glatt,
sie hau'n im lust'gen Takte,
so wird der Arm nicht matt.

Dort fügen kund'ge Maurer
so fleißig Stein auf Stein,
sie kalken ein, als sollt' es
für Ewigkeiten seyn.

Dort fahren die Gehülfen
flink sonder Rast und Ruh
auf schwerbeladnen Karren
den Maurern Steine zu.

Und zu der Hämmer Klopfen
und zu der Aexte Klang
und zu der Karren Aechzen
schallt lustiger Gesang.

So ist's im Thal lebendig,
so regt sich's überall,
so darf jetzt nicht mehr rasten
im Wald der Wiederhall.

Und in dem dritten Sommer,
da ist das Dach gedeckt,
da ist der Thurm vollendet,
das Kreuz daraufgesteckt.

Da steht Altar und Kanzel
mit Gold und Sammt geziert,
das Singchor und die Orgel
gar stattlich ausstaffirt.

Da hängt im hohen Stuhle
die Glocke, wohlbereit,
zu laden die Gemeinde,
daß man die Kirche weiht.

Und als der Tag gekommen,
da ist von fern und nah,
der Feier beizuwohnen,
das Volk in Menge da.

Doch weh, es ward die Kirche
erbaut vom Sündengut,
und an der Hand des Bauherrn
klebt des Erschlag'nen Blut.

Mit Gold besticht der Mörder
wohl Richter dieser Welt,
doch nimmer den gerechten,
der droben Richttag hält! —

Noch tönte nicht vom Thurme
der Glocke erster Klang,
da wird der Himmel finster,
die Luft so schwül und bang.

Und schwarze Wetterwolken
umlagern wie ein Wall,
von Berg zu Berg sich wälzend,
die Thalung überall.

Dem Volke bangt's, es wagt sich
zur Kirche nicht hinan,
ihm ahnt der Zorn des Himmels,
scheu blickt es Klingern an.

Der hält auf hohem Rosse,
und sieht des Volkes Scheu,
und sieht das Wetter drohen,
und lächelt stolz dabei.

Und spricht zum greisen Glöckner:
„Nun geh' und thu' dein Amt,
und läute ein zur Weihe,
wir harren allesammt."

Und als der Glöckner weigert,
da stößt er ihn bei Seit',
und ruft: „Wohlan, so sorg' ich
denn selber für's Geläut."

Der Priester mahnt ihn ängstlich:
„Herr Klinger, laßt es seyn!
Noch sind nicht eure Hände
von Göttrers Blute rein.

Hier vor des Volkes Augen
demüthigt euern Stolz,
und flehet um Erbarmen
den Christ am Kreuzesholz.

Er weist den reu'gen Sünder
nicht ungehört zurück!"
so mahnt der Priester dringend
mit ahnungsbangem Blick.

Doch Klingern rührt es wenig,
er steigt behend vom Roß:
„Laßt schau'n, ehrwürd'ger Vater,
ob Gottes Zorn so groß!"

Er eilet in die Kirche,
er zieht den Glockenstrang,
die Glocke klingt so schaurig
wie Sünderglockenklang.

Er läutet sich zum Tode,
er läutet zum Gericht,
er läutet sich zur Hölle, —
sein Hochmuth ahnt es nicht.

Weiß zuckt aus schwarzer Wolke
der fürchterliche Strahl,
und klirrend rollt der Donner,
es zittert Berg und Thal.

Es hat den Thurm gezündet,
er steht in voller Gluth;
das Feuer Gottes löschen,
das wäre frecher Muth.

Die Menge sieht mit Schaudern
den fürchterlichen Brand,
und Jeder betet zitternd,
doch Niemand rührt die Hand.

Der Thurm stürzt krachend nieder,
das Sparrwerk knackt entzwei,
und durch die hohen Fenster
macht sich die Lohe frei.

Und Klinger liegt im Thurme,
vom Wetterstrahl erstickt,
tief unterm Schutt begraben,
zerschmettert und zerstückt.

Und was man bei dem Räumen
von seiner Leiche fand,
ein Hammerknecht begrub es
am nahen Waldesrand.

Dort geht ein Schatten irre
im Wald um Mitternacht,
und wen er sieht, den grüßt er,
doch Niemand hat deß Acht.

Und Niemand dankt dem Schatten
und will ihm Rede steh'n,
und bis ihm Jemand danket,
muß Klinger irre geh'n.

Und Niemand hat's gelüstet,
die Kirche aufzubau'n;
sie liegt noch heut in Trümmern,
gar traurig anzuschau'n.

So giebt die Mähr des Volkes
getreulichen Bescheid,
sie klingt so traurig schaurig,
ein Klang aus alter Zeit.

11.

Der Fähndrich

von

Scharfenberg.

An der Vorderseite der Ruinen des Schlosses Scharfenberg bei Meißen, nach der Elbe zu, steht ein, in Stein gehauener, geharnischter Mann, mit einer Fahne in der Hand. Die Sage, welche in den dreißigjährigen Krieg fällt, erzählt davon Folgendes, was um so mehr der Erhaltung werth scheint, da historische Spuren über die Bedeutung dieses Denkmals leider nirgends zu finden sind.

Auf Scharfenberg stürmet der schwedische Troß;
wohl dreißig nur zählt die Besatzung im Schloß,
doch treu ist ihr Blut,
und sächsisch ihr Muth,
und scharf ihre Klingen
und kundig, auf Tod und auf Leben zu ringen.

Anstürmen die Feinde mit wildem Geschrei,
es krachen die Büchsen, es schwirret das Blei,
und rüstig empor
am äußersten Thor
auf schwankender Leiter
schon steigen die zahllosen schwedischen Streiter.

Doch die Sachsen auch bleiben nicht müßig dabei,
von den Mauern auch regnet es Eisen und Blei
und tödtlich Gestein
in die feindlichen Reih'n,
und zertrümmert die Leitern,
und zermalmet die Häupter den stürmenden Streitern.

Und stundenlang tobt an den Mauern der Sturm,
stolz weht noch die sächsische Fahne vom Thurm,
und wie auch der Tod
die Besatzung bedroht,
sie mag sich nicht geben,
will lieber treu sterben als treulos leben.

Doch ermüdet allmählig der Ringenden Arm,
und hitziger stürmet der feindliche Schwarm,
und hier und dort,
von Kugeln durchbohrt,
stürzt einer todt nieder
und mahnet noch sterbend zur Treue die Brüder.

Bei den Sachsen bedarf es der Mahnung nicht,
sie fürchten den Tod nicht für Ehre und Pflicht,
das Thor springt entzwei,
mit lautem Geschrei
eindringen die Sieger,
und muthig noch streiten die sächsischen Krieger.

Stolz weht noch die sächsische Fahne vom Thurm,
dabei steht der Fähndrich, nicht fürchtend den Sturm.
Das mordende Blei
schwirrt an ihm vorbei,
und er schickt sich zu sterben
doch die Fahne, sie sollen die Feinde nicht erben.

Und wie sie nun dringen im Thurme heran,
und der Fähndrich die Fahne nicht schützen mehr kann,
da wählt er den Tod,
und rufet zu Gott,
daß er sein sich erbarme,
und fasset die Fahne mit nervigem Arme.

Und will sie, der Treue, mitnehmen in's Grab,
und springt von der Höhe des Thurmes hinab,
der nahe am Rand
des Felshorns stand,
und am Felsen vorüber
zwingt er den Sprung in den Abgrund hinüber.

Und dem mächtigen Schirmherrn im Himmel sei Dank!
der Sprung, der entsetzlich gewagte, gelang.
Der Fähndrich entrinnt
mit der Fahne geschwind
den feindlichen Blicken,
und hat bald ein bergendes Wäldchen im Rücken.

Auf Scharfenberg ist er aus Sandstein gehau'n,
mit der Fahn' in der rechten noch heute zu schau'n,
und bricht auch der Neid
und die Laune der Zeit
sein Bildniß in Trümmer,
den Nachruhm zerbricht sie dem Muthigen nimmer.

Denn ob die Geschichte nur Großes uns nennt,
und meist an den Fürsten nur Tugenden kennt;
des Volkes Mund
giebt treulich auch kund,
was Männer vollbrachten,
die wappenlos waren und königlich dachten.

12.

Die Nixkluft

bei

Waldheim.

Am Ufer der Zschopau unterhalb Waldheim ist ein Felsen mit unbedeutenden Höhlen, welche sonst viel größer gewesen und tief in den Berg und unter den Grund des Flusses gegangen seyn sollen. Dieser Felsen heißt die Nixkluft. — Dietenhain ist ein Dörfchen eine halbe Stunde von Waldheim.

In jenen grauen Zeiten,
wo noch die Geisterwelt
dem Blick der Sonntagskinder
sich oft zur Schau gestellt,
da wohnte in der Nixkluft,
von Dietenhain nicht weit,
der Nixenfürst der Zschopau
in hoher Herrlichkeit.

Sein Schloß war von Krystallen
gar stolz und schön erbaut,
im Neumond habens oftmals
die Fischer angeschaut,
und in dem Schlosse drinnen
war Sang= und Klangkonzert,
auch dieses haben oftmals
die Fischer angehört.

Wohl lauschten auf den Wellen
die Fischlein allzumal,
doch kaum erwacht' im Morgen
der erste Sonnenstrahl,
da war das Schloß zerflossen,
verklungen die Musik,
und all' die Fischlein tauchten
tief auf den Grund zurück.

Der Nixenkönig hatte
drei liebe Töchterlein,
die gingen oft im Neumond
zum Tanz nach Dietenhain.
Sie waren alle dreie
gar lieblich hold und schön,
doch fremd zugleich nicht minder
und seltsam anzuseh'n.

Die weißen Locken schmückte
ein Kranz von Nixenflachs,
ihr wohlgeformtes Antlitz
war glatt und zart wie Wachs;
doch ihre Wangen waren
wie Wellenschaum so weiß,
und blieben trotz des Reigens
stets feucht und kalt wie Eis.

Aus Nebelduft gewoben
war Schleier und Gewand,
aus Wasserschilf geflochten
ihr breites Gürtelband.
Auf ihren Busen wiegte
sich ein Krystallgeschmeid',
aus klaren Maithauperlen
gar zierlich aufgereiht.

Ein frisches Wasserröslein
hing an der Perlenschnur,
und diente ihnen treulich
statt einer Stundenuhr;

denn fing es an zu welken,
da war der Morgenstrahl
nicht fern mehr, und dann schieden
sie eilends aus dem Saal.

Sie waren ihren Tänzern
wohl recht von Herzen gut,
in ihren Blicken glühte
oft heißer Liebe Gluth,
auch gaben sie ihr Fühlen
durch Zeichen arglos kund,
doch nicht das kleinste Wörtchen
kam je aus ihrem Mund.

Und wenn nun mit dem Zwielicht
zum Scheiden kam die Zeit,
da wehrten sie den Tänzern
mit nichten das Geleit,
doch fern nicht mehr vom Ufer
im Walde wies ihr Blick
und ihre Hand die Buhlen
sanft, aber ernst, zurück.

So gingen hundert Jahre
in Fried' und Freud' vorbei,
der Nixentöchter Jugend
blieb ewig jung und neu,
und ihren Mund, den einstens
der Vater schon geküßt,
den küßte Sohn und Enkel
noch heiß nach langer Frist.

8*

Da kam ein junger Krieger
zurück nach Dietenhain,
dem gab die schnöde Neugier
den bösen Vorsatz ein,
die Mädchen zu umgarnen
mit falscher Zärtlichkeit,
daß sie versäumen möchten
der Heimkehr rechte Zeit.

Und zween seiner Freunde
wirbt er für seinen Plan.
Beim nächsten Tanze fangen's
die Drei fein listig an,
und kosen mit den Mädchen
so eifrig und vertraut,
daß keine nach der Blume
auf ihrem Busen schaut.

Die Wasserrosen welken,
das Frühroth taucht empor,
im nahen Wald erwachet
der Vögel Morgenchor,
die Nixentöchter schrecken
aus ihrer Ruhe auf,
und eilen nach dem Flusse
zurück im flücht'gen Lauf.

Doch hält sie in dem Walde
der Liebe trüglich Glück
am Halse der Verführer
ach, allzulang zurück.

Die Nacht des hohen Waldes
durch den der Weg sie führt,
birgt ihnen, daß die Sonne
den jungen Tag gebiert.

Die Wasserrosen werden
so dürr an ihrer Brust,
sie schleichen ach, so langsam,
versenkt in Liebeslust,
hin durch den Wald; da röthet
zum ersten, letzten Mal
der Mädchen bleiche Wangen
der Morgensonne Strahl.

Für dieser Erde Söhne
wohl taugt das Sonnenlicht,
ach, aber für die Töchter
des Wassers taugt es nicht!
Wie weißes Wachs am Feuer
zerschmolz mit einem Mal
der Leib der Nixenmädchen,
berührt vom Sonnenstrahl.

Drei Silberstreifen flossen
hell durch der Wiesen Grün,
und in denselben wand sich
ein Purpurfädchen hin.
Zum väterlichen Schlosse,
zum Ufer ging ihr Lauf,
die heim'schen Wellen nahmen
sie leise klagend auf.

Seitdem nun sah kein Auge
die Wassermädchen mehr,
und könnte man nun denken,
daß dieses Lüge wär',
wenn nicht ein Fels am Ufer,
die Wahrheit klar bewies',
indem man zum Gedächtniß
die Nixenkluft ihn hieß.

13.

Die Winselmutter

bei

Grünhain.

Diese Sage dürfte ohngefähr in das 16. Jahrhundert fallen. Der Oswaldsbach kommt von den Grenzgebirgen bei Breitenbrunn und Rittersgrün, fließt also mitternachtwärts.

„Leb' wohl, arme Mutter,
viel tausend Mal,
mir läßt die Verzweiflung
nicht länger die Wahl.
Mein Glück ist vernichtet
mein Hoffen ist hin,
der Tod ist auf Erden
mein letzter Gewinn,
der stillet das Sehnen,
der trocknet die Thränen,
der kühlet die Schmerzen
im brennenden Herzen."

„Leb wohl, arme Mutter!
Weh thut mir's um dich,
wirst klagen und weinen
und zürnen auf mich!
Wie schläfst du so ruhig,
wie träumst du so süß —
wie wirst du erschrecken,
daß Veit dich verließ!
Wirst weinen und klagen,
und überall fragen,
und überall suchen,
und dem Sohne fluchen!"

„Ach herzliebste Mutter,
verzeih mir den Schritt;
du weißt ja, welch Messer
das Herz mir zerschnitt.
Ich liebte die Falsche
so innig so treu,
nun reißt sie die Banden
des Schwures entzwei!
Die nagenden Schmerzen,
der Jammer im Herzen,
das ist mir geblieben
von all meinem Lieben.“

„Beate, wie hab' ich
dich herzlich geliebt!
Du hast mich, du Falsche,
zu Tode betrübt,
du hast mich betrogen,
verschmäht und verlacht,
du hast mich um Alles,
um Alles gebracht!
Deine Untreu vernichtet,
eh' die Nacht sich noch lichtet,
mein jugenlich Leben —
mag's Gott dir vergeben!“

„Jetzt rasch, eh' die Sonne
im Morgen erwacht,
und das Leben auf Erden
mir freundlicher macht.
Denn lachen die Fluren
im Frühthau so schön,

dann ist es so schmerzlich,
von hinnen zu geh'n.
Schlaf Mutter in Frieden,
Gott mag dich behüten!
Lang wird ja dein Trauern
hienieden nicht dauern."

Drauf küßt er der Mutter
die Augen leis,
und netzt ihr die Stirne
mit Thränen so heiß,
und scheidet und blicket,
er weiß nicht warum,
noch einmal recht schmerzlich
im Stübchen um.
Er fühlt sich gehalten,
wie von fremden Gewalten,
und verachtet vergebens
die Reize des Lebens.

Und wie er im Gärtchen
die Laube erblickt,
wo jüngst er die Falsche
geküßt und gedrückt,
und denkt an der Liebe
entzückende Lust,
da siedet's, da wallt es
in seiner Brust,
und das Maas seiner Schmerzen
strömt über im Herzen,
und mit hastigem Schritte
verläßt er die Hütte.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldsbach rauscht,
und nirgends ein Fremder
den Jüngling belauscht,
da kniet er am Ufer,
und schickt sich zum Tod,
und macht noch die Rechnung
des Herzens mit Gott —
und schäumender schwellen
des Baches Wellen,
als wollten zum Baden
den Jüngling sie laden.

Es flüstern die Tannen
den Abschied ihm zu,
es laden die Wasser
zur kühlenden Ruh.
Es rauchen die Meiler
im waldigen Thal,
er blickt nach der Heimath
zum letzten Mal,
das Maaß seiner Schmerzen
strömt über im Herzen —
er fühlt sich gezogen
hinab in die Wogen.

Die Wasser löschen
den Brand in der Brust,
das schmerzliche Sehnen
nach irdischer Lust.
Im Tiefsten des Baches,
im kühligen Raum,

da ängstet den Schläfer
kein böser Traum,
da vergällt ihm den Schlummer
kein nagender Kummer,
dort ruht er geborgen
vor irdischen Sorgen. —

Der Tag ist vorüber;
Veit kehrt nicht zurück!
Die Mutter harrt seiner
mit ängstlichem Blick.
Der Abend sinkt nieder
ihr ahnt es so schwer,
es läßt ihr im Hüttchen
die Ruhe nicht mehr.
Sie eilt ihm entgegen
und sucht aller Wegen
in Bergen und Gründen,
und kann ihn nicht finden.

Und wo durch die Tannen
der Oswaldsbach rauscht,
da hemmt sie die Schritte
und harret und lauscht.
Es flüstern die Tannen
mit leisem Ach,
es klaget so ängstlich
der rauschende Bach.
Sie lauschet den Klagen,
sie weiß, was sie sagen,
und ringet die Hände,
und weinet ohn' Ende.

Sie kehrte verzweifelnd
zum Hüttchen zurück,
ihr letzte kein Schlummer
den thränenden Blick.
Sie klagte sechs Tage,
sie klagte, wie schwer,
sie hatte auf Erden
kein Bleiben mehr.
Am siebenten Tage
verstummte die Klage,
da war sie verschieden
zum ewigen Frieden.

Bei nächtlicher Weile
am Oswaldsbach,
da winselt ein Schatten
mit schaurigem Ach.
Er wimmert und jammert
am Ufer so laut,
bis daß durch die Tannen
der Morgen graut.
Das ist Veit's Mutter,
die Winselmutter!
Sie sucht im Gesträuche
des Sohnes Leiche.

14.

Der Jungfernstein

bei

Pfaffendorf.

Der Jungfernstein, auch Pfaffenstein genannt, ein freistehender, mit Waldung bewachsener Felsen im Amte Pirna auf dem linken Elbufer, hat auf der Mittagseite die Gestalt einer Jungfrau, welche freilich ohne Arme und Füße ist, und deren Haupt vor etwa 20 Jahren stark vom Blitze verletzt ward.

Vor tausend Jahren, wie es scheint,
bewohnte Mutter Gundelheind
ein Haus in Pfaffendorf allein
mit Elsen, ihrem Töchterlein.

Die Alte war ein böses Weib,
ein Ungethüm an Seel' und Leib,
und weit und breit im ganzen Land
als Besenreiterin bekannt.

Oft hatte ihr um Mitternacht
der Drache feurig Gold gebracht,
oft ritt sie selber mit ihm aus,
Walpurgis war sie nie zu Haus.

Auf ihrem Hexenherde war
ein blaues Feuer immerdar,
drauf sott sie ihren Zauberbrei,
ein Fuchs saß quirlend stets dabei.

Sie hatt' es Vielen angethan,
die sie bei solcher Arbeit sah'n;
der Nachbarn Weib und Kind und Vieh
verwünschte und behexte sie.

Ganz anders war ihr Töchterlein,
die schöne Else, jung und fein,
die war so sanft, so gut und mild
und lieblich wie ein Engelsbild.

Die Alte schaute Niemand an,
nach Elsen guckte Jedermann,
der Alten wich man schon von fern,
bei Elsen waren alle gern.

Im Walde wohnt' ein Jägersmann,
dem war das Mägdlein zugethan.
Seit Monden liebten sich die Zwei
in ungeschminkter Lieb' und Treu.

Doch war die alte Gundelheind
dem blonden Wippold spinnefeind,
er durfte niemals ihr in's Haus,
und Elsen schalt sie weidlich aus.

Das Mädel hielt sie immer eng
in ihrer Obhut hart und streng,
damit es ja niemals etwa
was an der Christenpflicht versah.

Es sollt' das fromme Töchterlein
das Lösegeld der Alten seyn,
die lange schon mit Haut und Haar
dem Höllenfürst sich schuldig war.

Der Böse nahm's nicht so genau,
und wollte statt der alten Frau
das Jüngferchen gern nehmen an,
wenn sie nichts Böses noch gethan.

Drum durfte Else nichts verseh'n,
mußt' Sonntags in die Kirche geh'n,
und fasten oft, und beten viel,
und meiden Tanz und Pfänderspiel. —

Einst als die Mettenglocke klingt,
die Alte in die Tochter dringt,
sie solle ihre Pflicht verseh'n,
und in die Kirche beten gehn.

Und Else thut sich zierlich an,
so lustig wie sie nie gethan,
und war's ihr heut nicht anzuseh'n,
daß sie zur Metten sollte geh'n.

Sie eilt so flink zur Thür hinaus,
und beugt so scheu um's Nachbarhaus,
und keucht im freudig raschem Lauf
den Pfaffensteiner Steig hinauf.

Die Alte stutzt: „Was hat die Maid
für Lust am Betengehen heut?
Sie hat wohl and're Wege vor?
Wohl gar den Jäger auf dem Rohr?“

Sie nimmt den Zauberspiegel her,
zu seh'n, wo ihre Tochter wär',
und streicht das Hexenwasser drauf,
und das Verborgne thut sich auf.

Sie sieht — wie wird das Blut ihr warm! —
das Mädel in des Jägers Arm.
Wie küssen feurig sonder Scheu,
wie schmiegen sich in Eins die Zwei!

Sie ruh'n auf einem grünen Rain
hoch oben auf dem Pfaffenstein,
zu Füßen ihr, verachtet ganz,
liegt Singebuch und Rosenkranz.

Da tobt die Alte heulend auf,
und rennt zum Pfaffenstein hinauf,
und stürzt auf die erschrocknen Zwei,
und giebt der Wuth die Rache frei.

„Verfluchtes Kind, was logest du?
Führt dieser Weg der Metten zu?
Verfluchter Mann, wer gab dir's ein,
um Gundelheindens Kind zu frei'n?“

Sie schreit's und faßt den Jägersmann
mit ihren dürren Händen an,
und wirft ihn hoch vom Pfaffenstein
weit in das tiefe Thal hinein.

„Nun, pflichtvergessnes Töchterlein,
nun wird an dir die Reihe seyn!
Du hast verletzt die Christenpflicht,
und taugst zum Opfer fürder nicht!

Mein Gläubiger muß dich verschmäh'n,
es ist um all mein Heil gescheh'n;
doch sollst du dich an meiner Pein
und meiner Ohnmacht nimmer freu'n!"

Sie kreischt's und schwingt den Zauberstab,
der ihr die Macht zu bannen gab,
und schlägt die Tochter in's Gesicht,
doch Else — ach, sie fühlt es nicht!

Schon hüllte sie in kalten Stein
der Fluch der Rabenmutter ein.
Der Felsen nahm durch solchen Bann
die Form von einer Jungfrau an.

Zum Zeichen, daß es so gescheh'n,
ist er noch heut'gen Tags zu seh'n,
und Alt und Jung und Groß und Klein
kennt diese Mähr vom Jungfernstein.

Und weiß auch, wie der böse Feind
der argen Mutter Gundelheind
flugs in der Nacht nach ihrer That
den dürren Hals gebrochen hat.

15.

Der Gärtner

auf

Weesenstein.

Weesenstein ist ein schönes Schloß und Dörfchen 1½ Stunde südwestlich von Pirna, 2 Meilen von Dresden und eine von Pillnitz, am rechten Ufer der Müglitz.

Im Weesensteiner Schlosse,
da ist ein Bild zu seh'n,
als Denkmal einer Posse,
die einstens dort gescheh'n.
Es ist im Vorsaal am Kamin,
und scheint mit vielem Künstlersinn
gezeichnet und gepinselt.

Ein Mann von Wuchs nicht übel,
ist darauf dargestellt,
der einen großen Kübel
hoch an die Lippen hält.
Er trinkt, so scheint's, recht mit Begier.
Wenn's euch beliebt, so könnt ihr hier
die ganze Schnurre hören.

Es war einmal ein Gärtner
im Schloß zu Weesenstein,
auch war einmal ein Pförtner
wo? fällt mir nicht gleich ein.
Die beiden waren wohlbekannt
im ganzen lieben Sachsenland
durch ihre weite Gurgel.

Der Gärtner trank zwölf Seidel
mit Spaß auf einmal leer,
und gab es her sein Beutel,
so trank er wohl noch mehr.
Der Pförtner war des Gärtners Freund,
und konnte, wie aus Allem scheint,
wohl auch sein Schlückchen trinken.

Die Herrn der Beiden gaben
schon manchen Thaler her,
um ihren Spaß zu haben,
wenn Einer trunken wär';
doch niemals ward der Gärtner matt,
und auch sein Freund, der Pförtner, hat
sich immer straff gehalten.

Da sprach der Herr des Gärtners
dereinst vertrauungsvoll
im Scherz zum Herrn des Pförtners:
„Was gilt die Wette wohl?
Mein Gärtner, straf' mich Fliederwisch!
säuft deinen Pförtner unterm Tisch;
ich kenne meinen Gärtner!“

Drauf sprach der Herr des Pförtners:
„„Ich bin zur Wett' bereit.
Die Kehle deines Gärtners
ist lange nicht so weit,
als meines Pförtners Riesenschlund,
drauf will ich meinen besten Hund
und besten Hengst verwetten!““

„Nun topp! — rief jener wieder —
Es gelte! schlag nur ein!
Säuft Meiner Deinen nieder,
ist Hund und Rappen mein!
Doch siegt der Deine, wie du denkst,
so sollst du meinen besten Hengst
und besten Hund erhalten.“

Es gilt. Am nächsten Morgen
ruft Jeder seinen Mann,
und fragt ihn voller Sorgen,
wie viel er trinken kann,
und kriegt ihn bei der Ambition,
verspricht dem Sieger großen Lohn
und eine neue Jacke.

Drauf kommen sie zusammen
im Schloß zu Weesenstein.
Die Kämpfer sind ganz Flammen,
als gält' es Ungarwein;
doch gab's nur leider heute hier
zwei ungeheu're Kübel Bier,
in jedem sieben Kannen.

Das Zecherpaar taxirte,
ob auch die Kübel gleich,
und dabei schlau vollführte
der Pförtner einen Streich,
warf in den Einen eine Maus,
und kor sich dann den Andern aus,
und lachte sich in's Fäustchen.

Blödsichtig war der Gärtner,
und sahe nicht die Maus,
und forderte den Pförtner
mit stolzem Muth heraus:
„Jetzt gilt's! und saufe ich nicht eh'r,
als du, den vollen Kübel leer,
so will ich Meffert heißen!"

Sie setzen sich. Es geben
die Herren das Signal,
die beiden Säufer heben
die Kübel auf einmal,
und im gewalt'gen Schlurf und Schluck
spaziert das Bier gluck gluck gluck gluck
durch ihre weiten Gurgeln.

Und immer blickt der Pförtner
den Gegner lächelnd an,
doch kehret sich der Gärtner
im Eifer wenig dran,
und schluckt mit weitgesperrtem Mund,
da kommt ihm etwas in den Schlund,
doch würgt er's frisch hinunter.

Vor Lachen kann der Pförtner
kein Schlückchen trinken mehr,
doch rastlos säuft der Gärtner
den Kübel richtig leer,
und triumphirt: „Victoria!
Doch sag' mir nur, was lachst du da?
Willst du mich etwa foppen?"

„„Nein! — meckert der Besiegte —
Doch sprich, was schlucktest du
einmal so derb, als pichte
dir was die Kehle zu?
Das sah so spaßhaft ängstlich aus,
als müßtest du schier eine Maus
mit Haut und Haar verschlucken.““

„I lieber gar 'ne Ratte!
— so brach der Gärtner los —
Was ich zu schlingen hatte,
war eben nicht so groß.
Es wollte zwar nicht gut hinein;
jedoch, was wird's gewesen seyn?
Gewiß ein Hopfenkernchen!“

Da macht der lose Pförtner
den Herrn das Schwänkchen klar,
und wie die Maus dem Gärtner
ein kleines Kernchen war.
Und Alle zieht das Lachen krumm,
sie fallen fast vor Kichern um,
der Gärtner nur spricht ernsthaft:

„Daß dich der Kuckuck hätte!
Maus oder Hopfenkern —
gewann ich doch die Wette
für meinen lieben Herrn.
Der beste Hund und Hengst ist sein,
und der versprochne Lohn ist mein
sammt einer neuen Jacke.

„Daß ich die Maus verschlungen,
juſt dieſes freut mich ſehr,
denn oft wird man gezwungen,
zu ſchlingen noch weit mehr.
Das Schickſal giebt uns Pillen ein,
die geh'n oft ſchwerer noch hinein,
als eine Maus im Biere.

Ich hab' es nun erfahren,
wie gut ich ſchlucken kann,
und krieg' ich mit den Jahren
vielleicht als Ehemann
fauſtgroße Aergerpillen ein,
je nun — ich ſchluck' ſie ſtill hinein,
als wären's Hopfenkernchen!"

16.

Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg.

Die Kunde dieser Begebenheit danken wir nächst der mündlichen Ueberlieferung auch einem Bilde in der Kirche zu Annaberg, welches sich am Monumente L. Pflocks, eines reichen Fundgrübners und Augenzeugen dieses Vorfalls befindet. Die Sct. Annenkirche ward geweiht am 26. Juli 1519 vom Bischoff von Meißen, Johannes VII.

Vom Thurme scholl festlich das erste Geläut;
die Annenkirche ward eingeweiht.

Zum Kirchthor wallte der lange Zug,
der Fahnen und flammende Kerzen trug.

Er wallte daher mit Festgesang,
mit Paukenwirbel und Hörnerklang.

Der Bischoff von Meißen schritt mitten drin,
überschirmt von sammtenem Baldachin.

Er trug in den Händen die heil'ge Monstranz
mit goldenem Fuße und goldenem Kranz.

Und hinter dem Bischoff der Herzog schritt,
und sang andächtig und betete mit.

Und hinter dem Herzoge wieder trug
viel Fahnen und Kerzen der Mönche Zug.

Hoch wehten die Fahnen des heiligen Franz,
hell strahlt' in der Sonne die goldne Monstranz.

Weit schallten die Hörner mit festlichem Klang,
vollstimmig ertönte der Weihegesang.

Unzähliges Volk von fern und nah
war heute, die Feier zu schauen, da.

Das wogte, das wallte die Gassen entlang,
das wallte und wogte im bunten Gedrang.

Und wie der Zug am Kirchthor war,
ein kläglicher Anblick stellte sich dar.

Ein Bettler warf sich am Boden herum,
von der gräßlichsten Fallsucht besessen und stumm.

Es warf ihn hinüber herüber mit Macht,
er hatte des nahenden Zuges nicht Acht.

Er krampfte die Hände und schlug sich an's Herz,
er krümmte sich gräßlich und wand sich vor Schmerz.

Und die ihn gewahrten, beklagten ihn sehr,
und traten mitleidig im Kreise umher.

Sie legten Almosen zusammen für ihn,
und erflehten ihm Hilfe von Gott auf den Knien.

Da nahte der Bischoff, der sahe den Mann,
den unglückseligen, schweigend an.

Wohl hatte der Bischoff ein weiches Herz,
doch rührte ihn minder des Bettlers Schmerz.

Er sahe ihm tief in den innersten Sinn,
und las die Schuld der Verstellung darin.

Er las darinnen deutlich und klar,
daß der Bettler nur krank um des Almosens war.

Mit mächtiger Stimme begann er darauf
und hob die Finger zur Segnung auf.

„So du in der Wahrheit so elend bist,
so helfe dir Gott und Jesus Christ!

So aber du treibst den entsetzlichen Spott
des Almosens wegen, so strafe dich Gott!“

Und wie der Bischoff die Worte spricht,
da säumet die Strafe des Himmels nicht.

Den Bettler wirft es noch ärger empor,
ihn krümmt es noch gräßlicher als zuvor.

Er brüllet entsetzlich, es geifert sein Mund,
er schlägt sich die krampfenden Fäuste wund.

Er kollert und windet sich wüthend umher —
das ist nicht das Spiel der Verstellung mehr!

Der Bischoff sieht es mit Schaudern, und spricht:
„Gott läßt sich nicht spotten, deß irret euch nicht!

Wer frevelnd des Vortheils der Kranken begehrt,
der ist auch des Jammers derselben werth!"

Er spricht es, und ernster noch als zuvor
schreitet der Zug durch's hohe Thor.

17.

Die Nonnen von Nimpschen bei Grimma.

Diese meist geschichtliche Begebenheit fällt in das Jahr 1525. Die darin erwähnte Nonne Katharina ist die bekannte Katharina von Bora, Luthers Gemahlin. Das Kloster Nimpschen, ½ Stunde südwärts von Grimma, war ein Cisterciensser-Nonnenkloster für neun adlige Frauen, und ward 1534 aufgehoben.

Zwar mag es in den Klöstern
den Nonnen wohl ergeh'n,
doch so von allen Tröstern
verlassen sich zu seh'n,
das, mein' ich, mag nicht allen
den Nönnchen wohlgefallen,
weil doch kein Weib, bei Licht beseh'n,
kann ohne einen Mann besteh'n.

Im Kloster Nimpschen waren
neun Nönnchen jung und zart,
ein Urselchen, zwei Claren,
Babett' und Hildegard,
Gertrud' und Wilhelmine,
Brigitt' und Katharine,
die hörten so von ohngefähr,
wie schön's im lieben Eh'stand wär'.

Sie hätten ohne Wehe
der Einsamkeit entsagt,
und ihre Himmelsehe
auf jene Welt vertagt;
doch widersprachen Gründe:
Denn erstens war es Sünde,
und zweitens schwierig, durchzugeh'n
und sich nach Männern umzuseh'n.

Da hörten sie mit Freuden
die neue Lutherlehr',
daß Lieb' und Ehe meiden
just nicht verdienstlich wär',
und dachten: Ei da könnten
wir an den Mann uns wenden!
Er wird gewiß nicht garstig seyn
und uns von unsrer Noth befrei'n.

Sie schreiben, Hülfe suchend,
an Luthern in der Still',
ob er sich ihrer Jugend
vielleicht erbarmen will.
Die Einsamkeit sei gräßlich,
sie wären just nicht häßlich
und hofften also, bald als Frau'n
recht wackrer Männer sich zu schau'n.

Sie hätten, — meldet trocken
ein hämisches Gerücht, —
auch Pröbchen ihrer Locken
dem Schreiben beigefügt;
doch hat dies wohl den Nonnen
ein Lügner angesonnen,
aus Aerger, daß, der Mädchenschaar
zu helfen, Luther willig war.

In Torgau war ein Rathmann,
der Lehnhard Köppe hieß,
und nur auf kecke That sann,
so oft sich's machen ließ.

er suchte seines Gleichen
in kühngewagten Streichen,
und schätzte jede Müh' gering,
zumal wenn's um ein Mädchen ging.

So wußte längst auch Luther,
daß Wagniß und Gefahr
ein wahres Kirmesfutter
für diesen Köppe war,
und schrieb ihm recht beweglich,
er möchte doch, wo möglich,
die armen Jüngferchen befrei'n,
sobald es würde passend seyn.

Herr Köppe war darüber
im Herzen hocherfreut,
und hätte wohl noch lieber
die Mädchen gleich befreit,
doch mußt er sich besinnen,
wie solches zu beginnen?
Da fiel ihm endlich etwas ein,
das schien der beste Weg zu seyn.

Stracks schrieb er an die Nonnen:
„Ihr Mädchen habt fein Acht!
Wenn einer mit sechs Tonnen
in's Kloster kommt zu Nacht,
da haltet euch hübsch munter!"
So schrieb er und darunter
mahlt' er ein **K**, und brachte dann
das Briefchen schlau an seinen Mann.

Nun plauderten die Nonnen
von weiter nichts, als von
dem Manne mit den Tonnen,
und gratulirten schon
sich gegenseits, und sprachen:
„Vielleicht in wenig Tagen
schon ist das Tonnenmännchen hier,
und dann — walt's Gott! — dann freien wir!“

Und sieh, nach zwanzig Tagen,
da rückt den Weg herauf
durchs Klosterthor ein Wagen,
sechs Tonnen obendrauf.
Des Wagens Schaffner, Köppe,
trifft an der Kellertreppe
den alten Klostervoigt, und spricht
zu ihm mit heuchelndem Gesicht:

„Ich bringe hier drei Tonnen,
gefüllt mit süßem Wein,
der möge euern Nonnen
und euch recht wohl gedeih'n.
Doch kann ich heute leider
mit dem Geschirr nicht weiter,
und wag' es also, euch recht schön,
um Nachtherberge anzugeh'n.“

Drauf spricht der Voigt: „„Ei freilich,
ihr bleibt bei uns zu Nacht!
Gastfreundschaft ist uns heilig
zumal bei solcher Fracht.

Beliebt's euch abzuladen,
so kann dies wenig schaden,
ich meld' indeß der Aebtissin
euch an, wie ich ihr's schuldig bin.""

Herr Köppe, der sich klüglich
ein'n andern Namen gab,
lud nunmehr unverzüglich
die vollen Tonnen ab.
Da guckte, froh und munter,
die Aebtissin herunter,
und rief: „So fleißig, lieber Mann?
Nun, wenn ihr fertig, kommt heran!"

Deß freut sich still Herr Köppe,
und geht zu ihr hinauf,
fischt glücklich auf der Treppe
der Nonnen eine auf,
und spricht: „Nun macht euch fertig,
und seid des Winks gewärtig!
Sobald ich huste, schickt euch an,
sonst kriegt ihr ewig keinen Mann!"

Drauf geht er sonder Zagen
hinauf zur Aebtissin,
die setzt für seinen Magen
ihm Wein und Braten hin,
und dankt ihm für die Tonnen
im Namen ihrer Nonnen,
trinkt tapfer mit, schenkt wacker ein,
und scheint ihm sehr geneigt zu seyn!

Sie macht manch zartes Späßchen,
und lacht und scherzt und trinkt,
bis daß ihr kupfrig Näschen
auf ihren Busen sinkt.
Da schleicht der schlaue Köppe
sich fort und vor der Treppe
im Hofe unten hustet er,
zum Zeichen, daß es Zeit nun wär'.

Die Nonnen alle waren
beschaubt und wohlbereit,
mit Köppen abzufahren
aus ihrer Einsamkeit.
Jedwede trug im Hückchen
die besten Kleidungsstückchen,
und auf Gefahr der Hungersnoth
ein Bischen Fleisch und Weizenbrod.

Sie standen um den Wagen,
vor Aengsten bleich und stumm,
und trippelten mit Zagen
um Köppen rings herum.
Der stellte seine Tonnen
zurecht, und hieß die Nonnen
sich in dieselben schmiegen ein
und ja nur mäuschenstille seyn.

Wie großen Raum sie brauchen,
prüft erst sein Augenmaaß,
dann wählt er, wie sie taugen,
je dreie für ein Faß,

und ob sie auch sich sträuben,
da will doch keine bleiben,
und weil es einmal muß so seyn,
so steigt die Jüngste frisch hinein.

Und weil nun keine Treppe
am Fasse führt hinauf,
so stellt der gute Köppe
sich statt der Leiter auf,
und hebt die hübschen Nonnen
recht gern in seine Tonnen,
und küßt erst Jed' einmal, und spricht:
„Waar' ohne Stempel fahr' ich nicht!"

So packt er seine Nonnen
nach bestem Wissen ein,
ermahnt sie, in den Tonnen
hübsch fromm und still zu seyn,
drückt dann — es dünkt ihm besser —
die Deckel auf die Fässer,
und wünscht durch's offne Zapfenloch
den Mädchen viel Vergnügen noch.

Der Wächter und der Gärtner
schlief wie ein todter Dachs,
der schwerberauschte Pförtner
sah weder Kix noch Kax;
der Hund an seiner Kette,
der sonst spectakelt hätte,
war längst von Köppen mit Bedacht
durch Bratenbrocken stumm gemacht.

Und da auch in der Hausflur
im Schlafe alles war,
so hatt' es mit der Ausfuhr
des Wagens nicht Gefahr.
Nach weggesprengtem Schlosse
zog Köppe seine Rosse
behutsam durch das äuß're Thor,
und schwang sich auf den Sitz empor.

Er trieb die Pferde tüchtig,
und über Stock und Stein
flog, trotz der Fracht noch, flüchtig
der Wagen hinterdrein.
Natürlich aber lagen
die Fässer auf dem Wagen
nicht ruhig, sondern drehten sich
und wackelten oft fürchterlich.

Da jammerten die Nonnen
denn manches Mal gar sehr,
und rutschten in den Tonnen
voll Aengsten hin und her.
„O weh! — Ich kann nicht fußen!
Mein Arm! — Mein Kopf! — Mein Busen!"
Solch Zeterschrei'n und Klagen drang
aus den drei Tonnen dumpf und bang.

Herr Köppe, der das hörte,
fand sein Vergnügen dran,
und trieb die raschen Pferde
noch immer ärger an,

uud rief: „Geduld, ihr Nonnen,
wir haben bald gewonnen!
Zwei Stündchen nur noch fügt euch drein,
dann werden wir in Torgau seyn.“

Und endlich rollt der Wagen
in Torgau durch das Thor,
und, nach der Fracht zu fragen,
tritt barsch die Wacht hervor.
Doch Köppe spricht: „Ich fahre
heut' lauter leichte Waare,
's ist Pöckelfleisch, doch wird es jetzt
als etwas Frisches abgesetzt.“

Drauf fährt er seine Tonnen
ganz ruhig in sein Haus,
und packt die armen Nonnen
im Hof behutsam aus.
Die können kaum mehr stehen,
geschweig' ein Schrittchen gehen,
und schütteln sich und dehnen sich,
's dünkt ihnen selber lächerlich.

Herr Köppe räumte ihnen
ein stilles Stübchen ein,
und ließ, sie zu bedienen,
sich angelegen seyn,
was Luthern so sehr freute,
daß er den Weg nicht scheute,
und selbst zu Fuß nach Torgau kam,
wo er das Weit're übernahm.

Die blonde Wilhelmine
ward später Köppens Braut,
die schlanke Katharine
ward Luthern angetraut,
und alle fanden Freier;
und riß auch mit dem Schleier
und Gurt der schöne Wahn entzwei,
sie hatten's doch recht gut dabei.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

Sachsens

Volkssagen.

Prosaischer Anhang.



1. Der Katharinenstein bei Lauenstein.

Um das Jahr 1651 war Agnes Katharina von Bünau, geb. von Ponikau, Besitzerin von Lauenstein. Ihr Gemahl war auf einer Reise nach Mainz gestorben, und hatte sie in Mutterhoffnung hinterlassen. Wie groß nun ihre Trauer über den Verlust des geliebten Mannes, so groß war auch ihre Liebe zu dem Kinde, das sie im dritten Monat ihres Witthums gebar. Es war ein holdes Knäblein, und gedieh unter der sorgsamen Pflege der Mutter und der Amme so wohl, daß Jedermann an dem kleinen Engel seine Freude sich ersah.

Wenig über das zweite Jahr alt war der Knabe, als einst an einem schönen Sommertage Frau Katharina mit der Amme ohnweit des Schlosses, auf jenem Hügel lustwandelte, welcher jetzt der Pavillon heißt.

Der Knabe war in den Armen der Amme entschlummert, und die Mutter sprach leise zu derselben: Lege den kleinen Schläfer sanft nieder auf den wei-

chen Rasen! Sieh die vielen Blumen da, laß uns die schönsten pflücken und einen Kranz daraus winden, so wird mein Söhnlein, wenn es wach wird, gar große Freude daran haben!

Die Amme bettete das Kind an der Höhe des Hügels in das weiche Gras, und half sodann der Herrin die Blumen zu dem Kranze pflücken. Sie suchten nach den schönsten und duftigsten, und entfernten sich dabei unvermerkt weiter von dem Hügel, als rathsam war.

Da schoß plötzlich aus der Höhe über dem nahen Forste ein großer gewaltiger Raubvogel herab auf das schlummernde Kind, faßte es mit den Klauen bei der Leibbinde, und schwang sich mit ihm in die Höhe. Doch schien des Knaben Last seinem Fluge hinderlich, denn kaum achtzig Fuß hoch über der Erde flog er langsam nach den Felsklüften und Wäldern jenseits des Schlosses.

Jetzt gewahrten die beiden Frauen den Raub des Kindes. Zu Tod erschrocken schlug die arme Mutter die Hände vor das Gesicht, und sank ohnmächtig nieder; die Amme aber verfolgte schreiend und händeringend den über ihr fliegenden Räuber.

Schon schwebte derselbe über den hohen und felsigen Hügel, der im obern Theile des unmittelbar vor dem Schlosse liegenden Städtchens Lauenstein sich erhebt, — da fiel ein Schuß. — Ein Jä=

ger, der, aus dem nahen Forste zurückkommend, die Gefahr sah, hatte den Schuß gethan und wacker getroffen. Der Vogel stürzte alsbald todt zur Erde, und — Gott hatte wunderbar geholfen! — lebend und wohlbehalten hing das geraubte Kind an den Klauen des erschossenen Vogels.

Zum Andenken an diese wunderbare Rettung ihres Söhnchens ließ Frau Katharina auf dem Hügel, wo der Vogel todt niederstürzte, einen Thurm erbauen und später auch eine Glocke darin aufhängen.

Dieser Thurm ist erst kürzlich zur Ruine geworden, und die Glocke hängt jetzt auf dem Thurme der Lauensteiner Kirche. Der Hügel aber heißt heute noch der Katharinenstein.

---

2. Das wandernde Haus in Zinnwald.

In dem sächsischen Antheile des Bergfleckens Zinnwald steht, ohngefähr 50 Schritt von der Grenze entfernt, ein kleines hölzernes, von einem Bergmann bewohntes Häuschen, an dessen hintern Deckbalken in der Stube folgender Vers eingeschnitten ist:

Ich bin nun auf Sachsen Boden, Gott Lob,
weil mich mein Wirth, Hans Hirsch, aus Böhmen rüber schob. 1721.

Nemlich in den Jahren 1716 bis 1728 wurden die protestantischen Einwohner in Böhmen, der Religion wegen hart verfolgt, und gezwungen, entweder zur katholischen Kirche überzugehen oder das Land zu verlassen. Wenige thaten das Erstere, die meisten wanderten nach Sachsen. Unter letztern war auch ein Bergmann, Namens Hans Hirsch. Er hielt fest an seinem Glauben, und besann sich keinen Augenblick; aber sein Häuschen, welches ohnweit der Grenze stand, hätte er gern mitgenommen. Darum berieth er sich mit seinen Freunden und Gevattern, und endlich hatten sie's erklügelt. Das Häuschen ward auf Walzen gebracht, und bei Nacht und Nebel glücklich nach Sachsen herüber gepascht auf den Fleck, wo es jetzt noch steht. Zum Andenken schnitt Hirsch obige Schrift in den Balken.

---

3. Die Entstehung der Stadt Altenberg.

Im Jahre 1458 fand ein Köhler, welcher in der Gegend, wo jetzt das Bergstädtchen Altenberg liegt, einen Meiler gebrannt hatte, bei Ausstoßung der Kohlen eine Menge Zinn darunter, welches die große Hitze dem Zwitter abgezwungen hatte. Als er nun in Freiberg davon erzählte, so schlugen die

Bergleute an jener Stelle, wo er das Zinn gefunden hatte, unverzüglich ein, und fanden reiche Gänge. Hierauf ließen sich viele Bergarbeiter dort nieder, und so entstand das Städtchen Altenberg.

Zu gleicher Zeit soll auch der Bergbau in Glashütte aufgekommen seyn.

---

4. Die wüste Kirche bei Reichenau.

Mitten auf der Rainung der beiden Dörfer Reichenau und Hermsdorf im Amte Frauenstein, am Kreuzwald, hart an der Straße nach Böhmen, steht die Ruine der Kapelle zum heiligen Kreuz oder die sogenannte wüste Kirche. Sie ist 24 Ellen lang und 12 Ellen breit, und war nicht eine Dorf-, sondern nur eine Wallfahrts-Kirche, was auch daraus hervorzugehen scheint, daß 1472 ein gewisser Trope und Hartitzsch sich mit dem Hermsdorfer Richter, Ernst Rothe, um das Recht stritt, Bier und Brod zum heiligen Kreuz zu schaffen.

Von der Erbauung und Zerstörung der Kapelle weiß man wenig; wohl aber erzählt die Sage, daß unter derselben eine ganze Braupfanne voll Gold stehe, und zwölf Fässer alten Weins vergraben seien. Viele haben schon danach gegraben; daß

aber von den Schatzgräbern allen auch nur Einer etwas gefunden hätte, davon will Niemand etwas wissen.

---

5. Der böse Pfaffe von Mulde.

Das Dorf Mulde, zwei Stunden westlich von Frauenstein, hatte in den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts einen papistischen Pfarrer, der aber ein ganz ungeistliches Leben führte. Er lag meist in den Frauensteiner Wirthshäusern, wo er spielte, soff, und allerlei Gaukelspiel trieb. So z. B. ließ er nach Belieben böhmische und andere Groschen aus den Wänden herausspatziren, ließ den Wein zu Feuer werden, und wußte es auch im Spiele zu machen, daß er allein Alles gewann. Darüber wunderten sich freilich die Leute, aber sie dachten es wohl, daß das nicht mit rechten Dingen zugehen könnte. Bald zeigte sich's.

Am 10. April, Montags nach Palmarum, 1536, hatte der böse Pfaffe auch in einem Frauensteiner Wirthshause allerlei Ueppigkeit und Unfug getrieben, hatte sich voll und toll gesoffen, und war des Nachts daselbst liegen geblieben. Wie nun am Morgen der Wirth in die Stube tritt, da lag der Pfaffe in seinem Blute am Boden. Der Böse hatte ihm den Hals umgedreht.

So erzählt Martin Beck in seinen Frauenstei=ner Annalen, und auch im Munde des Volkes ist diese Sage noch nicht völlig gestorben.

---

6. Die Entstehung von Freiberg.

Als im Jahre 1157, nach Andern 1169, oder auch 1180, etliche Hallesche Fuhrleute, welche Salz nach Böhmen fahren wollten, an die Gränze des böhmischen und meißnischen Gebirgs, in die Gegend, wo jetzt die Stadt Freiberg liegt, kamen, fanden sie in einem Wagengleise ein Geschiebe von gedieg=nem Bleierz, welches vom Wasser entblößt worden war. Weil es nun dem Goslarischen Erz nicht unähnlich sah, so warfen sie es auf den Wagen, und ließen es nachher in Goslar, von wo sie bis=weilen Blei ausfuhren, von Sachkundigen probiren. Da fand sich's denn, daß es weit mehr Silber hielt, als der Goslarische Glanz= und Bleischweif. Des=halb machten sich auch alsbald eine Menge Berg=leute mit den Fuhrleuten dahin auf, wo es gefun=den worden, ließen sich dort nieder, und betrieben das neue Bergwerk so glücklich, daß der Ruf davon bald auch eine ziemliche Zahl Zellerfelder Bergleute dahin lockte. — So entstand im Jahr 1171 die Stadt Freiberg.

Nach Andern sollen die Fuhrleute nicht von Halle, sondern von Wildenman und Zellerfeld gewesen seyn, und Blei auf den Kuttenberg in Böhmen gefahren haben.

---

7. Der Berggeist am Donat zu Freiberg.

Auf dem Donat Spath im Bereiche der Elisabeth Fundgrube zu Freiberg sieht man in der Nähe eines alten Schachtes den Namen Hans in Stein gehauen, wahrscheinlich zum Andenken eines Verunglückten. Das Bergvolk aber erzählt davon folgende Sage.

Vor Zeiten arbeitete auf dem Donat auch ein armer Bergknecht Hans, welcher so arm war, daß er manchmal hätte verzweifeln mögen. Er weinte oft stundenlang in der Grube, und eines Tages, als er sich keinen Rath mehr wußte, brach er in laute Klagen aus. Da zertheilte sich der Felsen, und aus dem steinernen Thore trat ein kleines Männchen hervor. Das war der Berggeist, der sagte: „Armer Hans, ich will dir helfen, aber du mußt mir jede Schicht dafür ein Pfennigbrod und ein Pfenniglicht geben und ewiges Schweigen geloben.“ Hans, welcher sich bald von seinem Schrecken

erholt hatte, versprach Alles mit Freuden. Darauf verschwand der Berggeist wieder, und ließ ihm des Silbers in Menge zurück. Nun war Hans ein gemachter Mann, der schon ein paar Groschen konnte aufgehen lassen. Niemand konnte begreifen, woher er das Geld habe, und er nahm sich wohl in Acht, davon zu plaudern.

Aber da kam das Stollnbier, wo das Bergvolk pflegt der Freude sich hinzugeben. Hans natürlich war diesmal vorzüglich auf dem Zeuge, und sprach dem Glase wacker zu. Bald war er berauscht und konnte in der Lust des Herzens das Geheimniß nicht länger verschweigen. Als aber am andern Tage sein Taumel verflogen war, und die Freunde ihm erzählten, was er geplaudert habe, da erschrack er und fuhr mit Zittern und Zagen an. Sein Geschäft war, den Knechten, welche am Haspel standen, das Zeichen zu geben. Diese warteten lange vergeblich, er gab kein Zeichen, sie riefen ihn, er antwortete nicht. Da plötzlich zuckte es rasch am Seile und ein helles Licht erglänzte in der Teufe. Die Haspelknechte wußten nicht, was dies zu bedeuten habe, drehten aber den Rundbaum mit der Eile banger Erwartung, und bald war der Kübel zu Tage gefördert. Rings um den Rand desselben brannten Pfenniglichte, und drinnen lag der arme Hans todt, mit blauen Antlitz, wie ein Erdrosselter,

und auf ihm das letzte Pfennigbrod. Der grausame Berggeist hatte ihn umgebracht.

---

8. Der treue Rath von Freiberg.

Die Söhne Friedrich's des Streitbaren, Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm, hatten über ihre Länder einen Theilungsvertrag geschlossen, demnach die Stadt Freiberg Beiden zugleich angehörte. Als nun zwischen den beiden Brüdern der Krieg ausbrach, welcher gegen sechs Jahre währte, da war die arme Stadt oft in großer Kümmerniß, denn zwei Herren, die sich einander befehden, durch Treuschwur zugleich unterthan seyn, das ist gar ein schlimmes Ding.

Im Jahre 1446 kam Kurfürst Friedrich, vielleicht nur um die Treue der Bürger zu erproben, mit starker Heeresmacht nach Freiberg, hielt auf dem Markte Lager mit seiner Ritterschaft, und ließ durch einen Herold ausrufen: „daß der Rath und die Bürgerschaft bei Verlust Gutes und Lebens ihm allein huldigen, seinen Bruder verschwören, und wider denselben ihm zu Hülfe thun sollten."

Da gingen die Herren des Rathes zusammen, und hielten voller Aengsten einen Rath, was zu beginnen sei, und konnten nichts Erfreuliches ersinnen,

denn entweder sie mußten den Treuschwur am Herzog Wilhelm brechen, oder die Stadt war der Zerstörung durch den Zorn des Kurfürst Friedrich gewärtig. Also waren sie in großen Nöthen, wählten aber dennoch das beste Theil.

Als der Herold zum dritten Male rief, gingen sie barhäuptig, je zwei und zwei, vom Rathhause auf den Markt, jeder seinen Sterbekittel am Arme tragend, und traten vor den Kurfürsten, um den seine Ritter einen Kreis geschlossen hatten. Nikol Weller von Molsdorf, der Bürgermeister, aber nahm das Wort und sprach: „Wir und die ganze Stadt sind so bereitwillig als schuldig, Euch, unserm gnädigsten Herrn, unterthänigst zu gehorsamen, und ist uns gegenwärtige Trennung unsrer beiden Fürsten ein herzliches Leidwesen; aber weil wir dem Herzog Wilhelm, Euerm Bruder, mit gleichen Pflichten verhaftet, und solcher von ihm noch nicht entlassen sind, also auch mit gutem Gewissen keinem Theil Schaden zufügen können, so bitten wir um Gotteswillen, Ihr wollet uns doch dabei lassen, und zu keinem Widrigen zwingen. Wenn es nicht gegen den Bruder ginge, so wollten wir gern Leib, Ehre und Gut für Euch zusetzen; aber dafern Ihr, was Gott verhüte! in uns dringen wollet, so gedenken wir lieber zu sterben, als uns in solche Seelen=Gefahr zu

stürzen, und ich will gern der Erste seyn, und mir meinen alten grauen Kopf abhauen lassen!"

Durch diese Rede erweicht, warf der Kurfürst sein Roß herum, ritt zu Wellern, klopfte ihn auf die Achsel, und sagte freundlich: „Nicht Kopf weg, Alter! nicht Kopf weg! wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihr Eid und Pflicht also in Acht nehmen!" — Hierauf lobte er die Treue der Stadt, und ermahnte die Rathsherren und Bürger, darinnen zu verharren und furchtlos zu seyn, denn er stehe gern ab von seinem harten Begehren.

---

9. Der heillose Bäcker in Freiberg.

Im Jahre 1471 wohnte in Freiberg auf der Burggasse am Oberkloster gegenüber ein Bäcker, Namens Werner Kühn, ein gottloser Mann, der an Fluchen und Lästern sein Vergnügen fand. Derselbe brachte seine Mitbürger in großes Unglück.

Als er eines Morgens (am 24. Juli) seinen Backofen heitzte, wollte das feuchte Holz nicht sogleich brennen, so daß der gottlose Mann wüthend darüber wurde und rief: „Ha, du verfluchtes Feuer, so brenne doch in aller Teufel Namen!" Das war ein heilloser Fluch, und Gott ließ ihn in Erfüllung

wieder herunter, und übergab ihm unversehrt das gehen. Das Feuer schlug alsbald zum Ofen heraus, und in wenig Augenblicken stand das ganze Haus in Flammen. Nach drei Stunden lag Freiberg in Trümmern und Asche. Nur die alte Frauenkirche, die meißnische Gasse und die halbe Sechsstadt blieb stehen.

---

10. Der Affe mit dem Kinde in Freiberg.

Am 3. Sptbr. 1528 riß sich auf dem Schlosse zu Freiberg ein Affe von seiner Kette los, und schlich durch das Hinterthor in ein nahe dabei stehendes Haus, wo er die Stubenthür offen und ein unbewachtes Kind in den Windeln in der Wiege liegend fand. Rasch nahm er dasselbe, und lief damit fort. Da man ihm nun nachsetzte und die Gassen und Wege in der Stadt verlegte, sprang er mit dem Kinde auf ein Haus, wickelte es oben auf der Dachrinne aus, und gaukelte damit lange auf dem Dache hin und her, so daß Jedermann mit Aengsten den Augenblick erwartete, wo das Kind auf das Pflaster herabstürzen würde. Aber Gott nahm sich des unschuldigen Würmchens an.

Als der Wärter des Affen dazu kam und ihm zurief, da sprang derselbe folgsam sogleich vom Dache

nackte Kind, so daß sich alle darüber wunderten und Gott für die ungehoffte Rettung des Kindes dankten.

Noch heute ist der Affe an dem Hause des Schullehrers Meier auf dem Peterskirchhofe, unter dem Dache aus Stein gehauen, zu sehen.

---

11. Die Fußtapfen des ungehorsamen Sohnes in Freiberg.

Im Jahre 1545 hat sich in Freiberg eine traurige Geschichte zugetragen. Denn als der Leinwebermeister Lorenz Richter, welcher auf der Weingasse wohnte, seinem vierzehnjährigen Sohne etwas zu thun befohlen hatte, und derselbe ihm nicht sogleich gehorsamte, sondern säumig in der Stube stehen blieb, da verwünschte ihm der Vater im Jähzorn und rief: „Du ungerathner Bube, wenn du nicht gehen willst, ei so wollte ich, daß du dort stehen müßtest dein Leben lang und dich nicht mehr von der Stelle rühren könntest!" — Dieser arge Fluch ging alsbald in Erfüllung; die Füße des unfolgsamen Sohnes erstarrten, so daß er nicht zollbreit mehr sich von der Stelle bewegen konnte.

Drei Jahre lang stand der Unglückliche und trat tiefe Gruben in die Dielen. Setzen oder legen konnte er sich nicht; des Nachts wenn er schlafen

wollte, ward ihm ein Pult hingesetzt, auf dem er mit dem Kopfe und den Armen ruhen konnte. Weil aber die Stelle, wo er stand, beim Ofen nicht weit von der Stubenthüre, und den Leuten, welche in die Stube gingen, gleich in Anlauf war, so versuchte man mehrmals ihn gewaltsam weiter zu schaffen, aber dann schrie er über die heftigsten Schmerzen und geberdete sich wie ein Rasender. Drum ward in den Kirchen für ihn gebetet und endlich dadurch so viel erlangt, daß ihn die Geistlichen aufheben und gegenüber in den andern Winkel der Stube tragen konnten.

Hier hat er wieder vier Jahre lang gestanden, und noch tiefere Tapfen in die Dielen getreten. Auf seine Bitte schlug man einen Vorhang um ihn, denn er war am liebsten allein, und hing seinem Leide nach. Dabei ward sein Auge täglich trüber und sein Antlitz bleicher und abgezehrter.

Endlich linderte Gott seine Strafe, so daß er sich setzen und auf das Bette legen konnte, welches man neben ihn hingestellt hatte. Wenn ihn Jemand fragte, was er mache, antwortete er, Gott züchtige ihn seines Ungehorsams wegen, werde sich aber am Ende doch um Christi willen seiner erbarmen und ihn erlösen. Dies geschah auch durch den Tod am 11. Septbr 1552, nachdem er also sieben Jahre lang die harte Strafe getragen hatte.

Er starb bei vollem Bewußtsein als ein reuevoller Christ.

Nun wollte sein Vater die Fußtapfen in den Dielen aussetzen lassen, was ihm aber von Seiten der Obrigkeit untersagt ward, weil dieselben zum ewigen Wahrzeichen bleiben sollten.

So kommt es, daß sie heut noch (schreibt Möller in der Freiberger Chronik vom Jahr 1653) in gedachtem Hause auf der Weingasse (jetzt Seifensieder Grille's), in der Oberstube, die ersten beim Ofen an der Stubenthür, die andern in der Kammer, welche man später aus einem Theile der Stube machte, zu sehen sind.

---

12. Das Wundermehl bei Freiberg.

Im Jahre 1590, da große Theurung war, hackte ein frommer Mann aus Freiberg, ohnweit der Stadt in einer Lehmgrube. Er hatte daheim eine zahlreiche Familie hungrig verlassen, und gedachte mit Thränen, wie unzureichend das Brod seyn würde, welches er für die wenigen Pfennige Tagelohn am Abende würde kaufen können. „Ach Gott! — rief er, die nassen Augen zum Himmel gewendet — Gott, du kannst Großes thun, o gieb

mir und den Meinen, daß wir nicht verhungern dürfen!"

Da fielen plötzlich große Stücke einer schönen weißen Masse unter den Schlägen seiner Hacke aus der Lehmwand hervor. Wie staunte der gute Mann, als er sie genauer betrachtete und sahe, daß sie beim Angreifen zu Mehl wurden, welches gutem Brodmehl an Ansehn, Gewicht und Geschmack ganz gleich war. Nicht länger zweifelte er, daß Gott durch diese seltne Masse ihm wunderbar helfen wolle, lud ohne Säumen seinen Schiebkarren voll solcher Mehlklumpen, und fuhr damit nach Hause. Ehe der Abend kam, hatte er eine ziemliche Anzahl Brode daraus gebacken, welche sehr schmackhaft waren und wie Veilchenwurzel dufteten.

Bald wurde die Mähr von dem Wundermehle bekannt, und noch viele arme Leute in Freiberg und der Umgegend suchten in den Lehmgruben nach der belobten weißen Masse, welche sie auch fanden und zu Brod backen und genießen konnten, nemlich wenn sie fromm und gut waren. Denn nur wenn rechtschaffene und gottesfürchtige Leute das Mehl als eine Gabe Gottes ausgruben und mit Danksagung verbrauchten, blieb es gutes und brauchbares Mehl; wenn es aber Spötter und Gottlose in die Hände nahmen, ward es zu Sand und zu Stein.

---

13. Die drei Kreuze bei Brand.

Vor dem Bergstädchen Brand am Wege nach Freiberg standen von Alters her drei Kreuze, deren Bedeutung nur die Sage noch weiß. Man erzählt nemlich: In einem Kriege, Niemand weiß, in welchem, wäre Freiberg belagert worden und hätte eine große Summe Brandschatzung geben sollen, diese aber nicht sogleich aufbringen können, und deshalb drei Rathsherren zu Geißeln gestellt. Weil ihnen aber inzwischen Entsatz gekommen wäre, so hätten sie einen Boten in das feindliche Lager geschickt, der den Rathsherren insgeheim kund that, wie die Sachen ständen, und daß sie wo möglich in der kommenden Nacht entfliehen möchten, denn die Stadt sei nicht gesonnen, die hohe Summe zu zahlen. Hierauf wären denn auch die drei Rathsherren ihrer Haft entflohen, auch glücklich bis vor das Lager gekommen, hier aber eingeholt, und am andern Morgen für ihren Wortbruch durch das Schwert hingerichtet worden. Nachher hätte die Stadt zum Andenken ihrer unglücklichen Rathsherren dort, wo sie hatten sterben müssen, die drei Kreuze errichten lassen.

Dies die Sage, welche sich nur in mündlicher Ueberlieferung erhalten zu haben scheint. — Die Kreuze müssen sehr alt seyn, denn im Jahre 1574

waren die ursprünglich hölzernen schon so vermorscht, daß dafür am 2. Mai dieses Jahres, auf Kosten der Knappschaft und Berggewerken, drei steinerne mit Gehäuse und Schieferdach gesetzt wurden. Diese warf am 10. Novbr. 1582 ein heftiger Sturmwind wieder um, wobei eine Magd, welche Semmeln in Freiberg geholt und sich bei den Kreuzen niedergesetzt hatte, um zu ruhen, von den Werkstücken erschlagen wurde. Am 29. Juli 1608 wurden sie wieder erneuert, und standen unversehrt, bis am 10. Novbr. 1800 der Sturm wieder zwei von ihnen umstürzte. Jetzt stehn 3 hölzerne Kreuze, jedes gegen 9 Ellen hoch.

---

14. Das Waldweibchen in Steinbach.

In den Wäldern bei Steinbach und Grumbach ohnweit Jöhstadt läßt sich oft ein altes Mütterchen sehen, das ist das Waldweibchen. Es thut Niemand etwas zu Leide, ja es hilft sogar den Leuten bei der Arbeit. So ist es in Steinbach und Grumbach oft in die Häuser gekommen, hat sich auf den Ofenherd gesetzt und spinnen helfen, und wenn das Gespinnst fertig gewesen ist, hat es dasselbe in die Stube geworfen, und zum Lohne Essen verlangt.

Im Jahre 1633 fällte Adam Bayer aus Steinbach im Walde einen Baum, und hieb nach Holzhackergebrauch ein Kreuz hinein. Da kam plötzlich das Waldweibchen gelaufen so hastig, als ob es gejagt würde, und schmiegte sich an den mit dem Kreuze bezeichneten Baum, und als Bayer fragte, warum es so eile, antwortete es: Der Teufel verfolgt mich, und nur hier bin ich sicher! Hierauf füllte es dem Holzhacker seinem Kober mit Spänen, und verschwand.

Bayer, die Späne wenig achtend, schüttete dieselben bis auf einen wieder aus, und ging nach Hause. Als er da von ohngefähr in den Kober sah, hing darin ein blankes Thalerstück, welches aus dem darin hangen gebliebenen Spänchen geworden war. Rasch eilte er nun wieder in den Wald, um die andern Thalerspäne zu holen, und fand sie auch, aber es wurden keine Thaler daraus.

---

15. Die weiße Frau auf Scharfenstein.

Auf dem Schlosse Scharfenstein im Wolkensteiner Amte geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Mit dem zwölften Glockenschlage Nachts

wird sie reg, wandelt, in lange, weiße, nebeldünne Gewänder gehüllt, durch alle Gemächer des Schlosses, bleibt bisweilen stehen und seufzt, und ist überhaupt traurig. Oft hat man gewagt, sie anzureden, aber nie hat sie Antwort gegeben, sondern ist immer sogleich entflohen. Sie muß eine schwere Sünde begangen haben; welche aber? das weiß die Sage eben so wenig, als sie den Namen der Nachtwandlerin zu nennen vermag.

---

16. Das Kreuz und der Kelch bei Wolkenstein.

In der Mitte einer 100 Ellen hohen, steilen Felsenwand, welche an der Zschopau sich erhebt und das Schloß Wolkenstein trägt, ist ein Kreuz und ein Kelch in den Stein eingehauen. Diese beiden Zeichen erinnern an eine traurige Begebenheit. Nemlich im Jahre 1428 ergriffen die Hussiten einen papistischen Priester in Wolkenstein, und drohten ihm den Tod, wenn er nicht sogleich seinen Glauben ändern würde. Der fromme festgläubige Mann aber bekannte frei, ehe er dies thäte, wollte er lieber sterben. Hierauf schleppten ihn die Hussiten erbarmungslos an den Rand der steilen Felswand, und stießen ihn hinab. An den vorragenden Felsenzacken

zerschmettert, versank sein Leichnam in den Fluthen der Zschopau.

---

17. Die Betfahrt nach Ebersdorf.

In Ebersdorf stand vor alten Zeiten in der noch jetzt auf dasigem Kirchhofe stehenden Kapelle ein berühmtes Muttergottesbild. Dasselbe wurde so häufig besucht, daß außer dem Pfarrer noch sechs Kaplane angestellt werden mußten, welche in den sechs um die Kirchhofmauer herum stehenden sogenannten Pfaffenhäusern wohnten. Unzählige Wunder sollen von dem Marienbilde vollbracht worden seyn und man zeigt noch eine Menge Reliquien, z. B. das Goldschiffchen (vergl. Bd. II, Sage 9) und eine Krücke, welche ein durch die Berührung des Marienbildes geheilter Lahmer getragen hat. Diese Krücke ist mit der Jahrzahl 1333 bezeichnet, und man liest an ihr die eingeschnittenen Worte: Kruck, du bist mein Ungluck — zu meinem Ungluck hab ich ein schön Kruck.

Die zahlreichen Wallfahrten nach Ebersdorf reitzten oftmals die Raubsucht der Ritter auf Schellenberg und Lichtenwalde, welche beide Schlösser der Räuberei ihrer Besitzer den Namen danken, indem Schellenberg von dem Glockensignale, und Lichten-

walde von dem Feuersignale (Licht im Walde), welches sich die Räuber gegenseitig gaben, genannt ward. Unter mehrern Geschichten aber, welche man sich von dem Raubgesindel erzählt, ist folgende besonders meldenswerth.

Am Sylvestertage des Jahres 1212 unternahmen die Mönche des Cisterzienser=Ordens in Freiberg eine große **Betfahrt** nach dem Marienbilde zu Ebersdorf, um daselbst Gott für den reichen Bergsegen zu danken. Es war eine strenge Kälte, der Schnee hatte die Wege zugeweht, und die Wässer waren zugefroren. Doch mit freudigem Muthe zog die Schaar der Betfahrer unter frommen Gesängen rüstig am Schieferbache hin. Da brachen plötzlich aus der dichten Waldung die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde, und drangen auf den Zug ein, um die kostbaren Geräthe, Fahnen und Kleinode, welche bei einer Betfahrt damaliger Zeit nie fehlen durften, mit Gewalt zu rauben. Augenblicklich gerieth der Zug in wilde Verwirrung, und die Mönche flohen mit Jammern und Entsetzen; aber der Schirmvogt, ein tapferer Ritter, warf sich mit seinen Reisigen und Klosterknechten den Räubern entgegen. Es entbrannte ein hitziger Kampf, welcher eine gute Weile währte und zuletzt mit dem Siege der guten Sache endigte. Die Räuber wurden geschlagen, und flohen nach dem Flöheflusse hof=

fend, daß das Eis sie tragen werde. Doch die dünne Eisdecke in der Mitte des Flusses brach, und mehr als die Hälfte der Räuber ertrank in den kalten Fluthen. Die übrigen flüchteten das Ufer entlang stromaufwärts, und verkrochen sich in eine Felsenschlucht. Als dies die Klosterknechte gewahrten, besetzten sie den Eingang der Schlucht, und wollten die Räuber darinnen mit den Waffen angreifen. Aber ihr Anführer, der Schirmvogt, gebot, sie sollten ihr Blut schonen, und die Räuber durch Feuer verderben. Hierauf schlugen die Knechte eine Menge Baumstämme nieder, zündeten sie an, und warfen sie in die Schlucht, bis dieselbe zuletzt einem brennenden Ofen glich.

So wurden die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde vertilgt, und der Weg für die Betfahrer, wenigstens auf einige Zeit sicherer.

Jene Felsenschlucht, worin die Räuber verbrannt wurden, heißt noch heute zum Andenken an jene Begebenheit der Höllengrund.

---

18. Der böse Seidelmann in den Sechsruthen bei Glößa.

Zwischen den Dörfern Auerswalde und Glößa bei Chemnitz liegt ein Wald, die sogenann=

ten Sechsruthen. In diesen spukt der Schatten eines bösen Beamten, welchen die Volkssage den bösen Seidelmann nennt. Er hat bei seinen Lebzeiten die ihm Untergebenen übel behandelt und viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübt, dafür zur Strafe er im Grabe keine Ruhe gefunden hat. Sein spukender Geist führt die Wandrer irre und neckt und erschreckt sie durch gellendes Rufen.

Zu bedauern ist, daß Niemand in der Umgegend mehr weiß, was zu Seidelmanns Erlösung vonnöthen ist.

---

19. Das wilde Weiblein bei Chemnitz.

Als am 18. Aug. 1644 Kurfürst Johann Georg I. an der Stadt Chemnitz vorüberzog, fingen seine Leute in einem Gehölze ein wildes Weiblein, welches nur eine Elle groß, sonst aber einem Menschen ganz ähnlich war. Das Gesicht, so wie die Hände und Füße, waren glatt, der übrige Leib aber behaart. Ungefragt fing es an zu reden und sagte: Ich verkündige und bringe den Frieden im Lande. Der Kurfürst befahl, daß man es frei gehen lassen sollte, weil vor etwa fünfundzwanzig Jahren auch ein

Männlein von gleicher Gestalt gefangen worden, welches den Unfrieden und Krieg verkündet habe.

---

20. Der Traum auf Augustusburg.

Kurfürst August I., der Erbauer der Augustusburg, hatte auf derselben ein Schlafgemach, darinnen zwei Betten standen, das eine für ihn selbst, das andere für seinen Kanzler, einen Edeln von Pflug. Neben dem Bette des Kurfürsten aber stand ein Tisch, auf welchem stets eine aufgeschlagene Bibel lag, weil der fromme Kurfürst jedesmal vor dem Schlafengehn ein Kapitel aus derselben zu lesen gewohnt war.

Einst schlief er ruhig in seinem Bett, da hatte er folgenden Traum: Ein Mönch und eine Nonne traten in das Gemach und schritten zu dem Tische, auf dem die Bibel lag und das brennende Nachtlicht stand. Der Mönch nahm die Bibel auf, und las darin, legte sie aber bald wieder verdrüßlich weg, und wollte das Licht ausblasen. Als ihm aber dies trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, ward er darüber voll Aerger, und eilte der Thüre zu. Hierauf versuchte auch die Nonne, das Licht auszublasen, und blies es auch aus, jedoch nicht gar.

Denn kaum, daß sie mit dem Mönche zur Thür hinausgeeilt war, da entzündete sich die Kerze, an deren Dochte noch einige Fünkchen glommen, plötzlich wieder, und brannte mit schöner heller Flamme.

Dieser Traum schien auf den Kurfürsten einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn als er früh in der, fünften Stunde erwachte, war das erste Wort, das er nach dem Morgengruße an den Kanzler richtete: Ich habe einen seltsamen Traum gehabt in dieser Nacht! — Da nun der Kanzler antwortete, daß auch er, obgleich er bis nach Mitternacht wach geblieben, gar seltsame Dinge gesehen habe, so that der Kurfürst den Vorschlag, daß sie Beide ihr Gesicht alsbald aufzeichnen wollten. Dies geschah denn auch, und als sie fertig, theilten sie das Geschriebene einander mit. Wunderbar genug hatte der Kanzler ganz dasselbe mit wahren Augen gesehen, was dem Kurfürsten im Traume vorgekommen war, und noch wunderbarer war es, daß das von ihnen Aufgezeichnete in jedem Wort und Buchstaben vollkommen übereinstimmte.

Der Kanzler wußte nicht, was er davon denken sollte; der Kurfürst aber sprach: Siehe, das will ich dir deuten: Es wird dermaleinst nach meinem Tode auch ein Augustus in diesem Lande regieren, der wird die evangelische Lehre unterdrücken wollen,

aber nicht können, denn Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr!

Nach andern Nachrichten soll der Kurfürst eine harte Verwünschung desjenigen unter seinen Nachkommen, der die Lutherlehre anfeinden würde, in der Bibel aufgezeichnet haben.

Ob der Mönch und die Nonne jemals wieder in Augustusburg erschienen sind, davon hat Niemand etwas erfahren. Die obige Geschichte aber erzählen viele Chroniken.

---

21. Die Gründung von Annaberg.

Als noch dicke Waldung den Bielberg und seine Nachbarn deckte, lebte im Dorfe Frohnau ein Bergman, Daniel Knappe, fromm und brav, aber blutarm. Große Theuerung und Hungersnoth war im Lande, und Knappe hatte sieben Kinder und ein krankes Weib in seiner Hütte. Er wußte seiner Noth kein Ende, und war nahe daran, zu verzweifeln an der göttlichen Hülfe.

Da im Traum einst erschien ihm ein Engel Gottes und sprach zu ihm: Gehe morgen in den Wald am Fuße des Schreckenberges. Dort ragt eine Tanne hoch über alle Bäume des Waldes her-

vor. In ihren Zweigen wirst du ein Nest mit goldenen Eiern finden; dies ist dein, brauche es wohl!

Als Knappe am Morgen erwachte, erinnerte er sich des Traumes und ging hinaus in den Wald, das Nest mit den goldenen Eiern auszunehmen. Bald hatte er die Tanne in der Nähe der Wolfshöhle gefunden, und kletterte rasch in ihren Aesten bis in den höchsten Wipfel hinauf, fand aber nichts. Traurig, daß ihn der Traum getäuscht habe, stieg er wieder herab und setzte sich auf die Wurzeln des Baumes nieder, um auszuruhen. Er sann hin und her, und dabei fiel ihm ein, daß unter den Zweigen wohl auch die Wurzeln der Tanne zu verstehen seyn könnten. Die Vermuthung ward bald zum festen Glauben, und eilig lief er und holte aus seiner Hütte das Gezäh zum Schürfen. Eifrig begann er den Schurf, und kaum hatte er die Dammerde durchbrochen, als mächtige, nach allen Seiten streichende Silbergänge ihm entgegen blinkten. Er sank auf seine Kniee, und dankte Gott.

Bald war die Kunde von dem neuentdeckten Bergreichthum in alle Lande verbreitet, und Tausende zogen herzu, um sich in der bisher so wilden Gegend anzusiedeln. Dies veranlaßte den Herzog Georg den Bärtigen, eine neue Bergstadt zu gründen. Am 21. Sept. 1496 ward der Grundstein zu

dem ersten Hause gelegt, und die neue Stadt Neustadt am Schreckenberge, später aber Annaberg genannt.

Zum Andenken an Daniel Knappe aber heißen noch heute die Bergleute im Allgemeinen die Knappen, und ihre Gemeinschaft die Knappschaft.

---

22. Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg.

Im sechszehnten Jahrhundert war in Annaberg ein Jüngling, des Marstallpachters Sohn, welcher durchaus nicht an die leibliche Auferstehung der Todten glauben wollte, und darüber einstmals auf dem Gottesacker mit einem Geistlichen in Streit gerieth. Der fromme Diener der Kirche bot alle seine Beredtsamkeit auf, und erschöpfte sich in Beweisen, aber vergebens. Denn nachdem er sich fast außer Odem geredet hatte, entgegnete ihm der Jüngling in seinem störrischen Unglauben: „Und dennoch: So wenig diese Linde, ausgerissen und verkehrt gepflanzt, fortkommen würde, eben so wenig können die Leichen, wenn sie einmal verwest sind, wieder auferstehen und von neuem leben!"

Bei diesen Worten deutete er auf eine junge Linde, welche nicht weit von ihnen am Wege stand.

Da rief der Geistliche im frommen Eifer zu Gott, daß er den Unglauben möge zu nichte machen, riß die Linde aus der Erde, und rief den Todtengräber, daß er dieselbe alsbald verkehrt in die Erde pflanzen sollte. Darauf beschied er den Jüngling in wenig Wochen wieder auf den Gottesacker, damit er sich von dem Wunder überzeugen und bessern Glauben gewinnen möchte.

Die Linde gedieh; die Wurzeln wurden zu grünbelaubten Aesten und die Aeste zu Wurzeln. Der Jüngling aber leugnete nie mehr die leibliche Auferstehung der Todten.

Jetzt, nach fast drei Jahrhunderten, ist zwar die Linde noch grün, aber freilich, altersschwach stützt sie die starken, wurzelförmigen Aeste auf das untergesetzte Gebälke.

---

23. Der Hauptaltar in der Kirche zu Annaberg.

Derselbe besteht aus lauter italienischen und griechischen Marmor, und ist von Meister Adolf in Augsburg verfertigt worden. Man erzählt davon folgende Sage.

Ulrich Mengemeyer, ein reicher Bürger zu Augsburg, hatte sich mit Andreas Tuchern, einem bös-

willigen Rathsherrn, verfeindet, und ward durch dessen heimtückische Nachstellungen bewogen, seine Vaterstadt zu verlassen. Er wandte sich nach Annaberg, wo er schon seit längerer Zeit viele Kuxe an sehr gesegneten Fundgruben hatte, und ward Bürger daselbst, in der Meinung, vor Tuchers Verfolgungen nunmehr sicher zu seyn. Aber er irrte.

Am Freitage vor Pfingsten 1514 ward er auf dem Wege zu seinem Freunde, dem Quardian des Franziskanerklosters, von zwei Meuchelmördern überfallen und erstochen. Die Mörder flohen zum Frohnauer Thore hinaus nach dem Schreckenberge hin. Der Eine aber, Wilwald Dyrmann, den sein wüstes Ansehn und das Blut an den Händen verrieth, wurde im Thale von einem Bergmann festgehalten und nach der Stadt zurückgebracht; der Andere, Hensel Unger, ward auch bald nachher in Pirna eingefangen und in Ketten nach Annaberg geführt.

Im Verhöre sagte Dyrmann aus, Andreas Tucher habe ihn durch seinen Vetter, Philipp Weisenburgern, einen armen Edelmann im Dienste der Stadt Augsburg, zu diesem Meuchelmorde für 400 fl. dingen lassen. Deshalb ward sogleich an den Augsburger Rath geschickt, und Weisenburgers und Tuchers Auslieferung gefordert. Aber Weisenburger nahm die Sache allein auf sich, und schrieb an den Rath zu Annaberg, er habe gute Sache an Mengemeyern

gehabt, und allein, ohne Tuchers Geheiß, Dyrmann zu dieser That bewogen; darum möchten sie dem das Leben schenken. Zugleich war Weisenburger aus Augsburg entwichen. Tucher schickte einen Sachwalter nach Annaberg, der ihn vollends rechtfertigte. Dyrmann und Unger aber wurden am Freitag nach Sct. Anna 1514 durch das Rad hingerichtet.

So war die Sache mit dem Rathe zu Annaberg beigelegt. Herzog Georg von Sachsen aber ließ es nicht dabei bewenden, sondern verklagte die Reichsstadt Augsburg bei dem Kaiser, und obgleich der Augsburger Rath sich vielfach entschuldigte, so ward doch auf dem Reichstage dahin entschieden, daß die Stadt Augsburg wegen verletzten Gottesfriedens der Hauptkirche zu Annaberg einen marmornen Altar verehren solle. Und dies geschah auch.

So erzählt die Sage. Geschichtlich glaubwürdige Nachrichten aber sagen, dieser Altar sei von den Annabergern, welche sich damals des reichsten Bergsegens erfreuten, mit 2551 fl. bezahlt worden, und Herzog Georg der Bärtige habe selbst 1000 fl. von seinem Grubenantheil abgegeben.

---

24. Der erste Klöppel in Annaberg.

Als man im Jahre 1512 den Galgen vor der Stadt Annaberg aufbaute, kam Einer, Namens Klingensporn, gewandert, und betrachtete den Galgen, und sagte im Vorübergehen zu dem Baumeister, den die Chronik den dicken Michel nennt, lachend: „Ei ihr baut da eine schöne Glocke! Nun, ich will gerne sehen, wer der erste Klöppel darin sein wird.“

Nicht lange darauf fing man einen Dieb, und wer war's? — Klingensporn. Er ward zum Strange verurtheilt, und hing nach wenig Tagen als der erste Klöppel in der großen steinernen Glocke vor der Stadt. Seinen Tod aber haben die Alten angesehen für ein göttliches Warnungszeichen, daß man über ernste Dinge nicht muthwillig scherzen solle.

---

25. Das Geschwistergrab in der Kirche zu Annaberg.

Am 27. April 1604 brach in Annaberg eine Feuersbrunst aus, welche, vom Sturme rasch verbreitet, die Stadt bis auf sieben Häuser verzehrte. Nun wohnte aber am Markte in dem Hause, welches jetzt die Museumsgesellschaft besitzt, ein Ge=

schwisterpaar, Johann und Benigna Biener. Der Bruder krankte seit längrer Zeit am gräßlichsten Wahnsinn, so daß er mit Ketten an die Wand gefesselt werden mußte. Als nun der Markt bereits in vollen Flammen stand, da suchte Benigna in Todesangst nach dem Schlüssel, um ihrem Bruder die Ketten abzunehmen und ihn fortzuführen; aber der Schlüssel war nicht zu finden, sie suchte die Ketten zu zerschlagen; aber das Eisen trotzte der schwachen Mädchenhand. Schon schlug die Lohe zu den Fenstern und der Thür herein, die treue Benigna ließ nicht vom ihrem Bruder. Die Decke brach nieder und unter dem nachstürzenden Schutt und Gebälke lagen die beiden Geschwister begraben.

Am dritten Tage darauf zog man ihre verschrumpften und halbverbrannten Leichen unter den Trümmern hervor. Sie hielten sich noch fest umarmt, wie der schreckliche Tod sie übereilt hatte. — War vielleicht dem Wahnsinnigen durch die Todesangst ein lichter Augenblick gekommen? —

Am 13. Mai wurden die beiden Leichen in der ebenfals ausgebrannten Annenkirche unter großem Zulauf beerdigt. Ihr gemeinsames Grab zeigt man noch heut.

---

26. Der rothe Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg.

Auf der unterm Hälfte der großen Kirchgasse in Annaberg befindet sich im Pflaster ein rother Stein, von dem dieses erzählt wird:

Ein Chorknabe stand auf der Gallerie des Kirchthurms, und ward von einem Windstoß gefaßt und herabgeworfen. Da aber sein Chormantel ihm als Fallschirm diente, so kam er glücklich und wohlbehalten auf die Erde.

Dies sahe ein Schieferdecker, und alsbald kam dem verwognen Gesellen ein Lüsten an, dieselbe Fahrt, welche ihm lustig genug schien, auch zu versuchen. Er nahm also einen Mantel um, stieg auf den Thurm, und sprang herab. Aber wehe, der Mantel verwickelte sich, und kopfüber im jählingen Sturze schmetterte der tollkühne Schieferdecker auf das Pflaster. Wo er seinen blutigen Tod fand, setzte man, zum Andenken an diese Begebenheit, den rothen Stein in das Pflaster.

---

27. Die Zipperleinkur in Annaberg.

Schriftlich und mündlich hat sich auch folgende seltsame Geschichte in Annaberg erhalten. Im

Jahre 1572 nemlich ließ ein Rathsherr, welcher schon seit Jahren mit dem heftigsten Zipperlein beladen war, sein Haus pflastern, und stand dabei und sahe zu. Der Pflasterer war gerade bemüht, das Pflaster mit dem Rammel eben und fest zu schlagen. Im Gespräche aber mit dem Rathsherrn hatte er auf seinen Rammel nicht wohl Acht, und traf damit heftig den Fuß des Rathsherrn. Dieser schrie zwar laut vor Schmerz, ward aber bald gar froh darüber, denn das Zipperlein war aus seinem Fuße verschwunden, und ist auch bis an seinem Tod nicht wiedergekehrt.

In Zwickau ward auch Einem vom Zipperlein geholfen, daß ein geladnes Gewehr, welches der Kranke auf dem Schooße liegen hatte, unversehends losging.

---

28. Die Bäuerin in Frohnau.

In den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, als das Berggebäude „himmlisches Heer" bei Kunnersdorf noch 1400 Flgr. vierteljährliche Ausbeute für den Kux gab, baute auch eine Bäuerin in Frohnau als Gewerkin an jenem Gebäude mit, und ward dadurch in kurzer Zeit sehr reich, wußte aber nicht im Glücke mäßig zu seyn, und trieb allerlei

Unfug der Verschwendung. So z. B. badete sie sich täglich in dem theuersten Weine, den sie aufzutreiben wußte, und um nun denselben nicht umkommen zu lassen, so gab sie ihn, mit Semmelbrocken vermischt, den Armen als Kaltschale zu trinken. Diese wußten nicht, was die Bäuerin erst mit dem Weine gemacht hatte, aßen mit vieler Lust, und dankten der reichen Geberin viel tausend Mal für die köstliche Erquickung. Aber als sie die Badegeschichte erfuhren, da eckelte sie, und sie warfen der übermüthigen Bäuerin die Fenster ein, und sangen Spottlieder auf sie, so daß sie sich nicht mehr öffentlich sehen lassen durfte.

Uebrigens muß sie auch noch andere recht unziemliche Dinge verübt haben, denn der Klerus war darüber so erzürnt, daß er Gott öffentlich bat, den Bergsegen zu vermindern.

Ein Andenken an diese Bäuerin ist das Berggebäude „die Bäuerin" am Schottenberge, welches sie aufgenommen haben soll.

---

29. Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

In dem Hofbusch bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hennmannsdorf führt, läßt sich bei

Nacht oft ein gespenstiger Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alter Zeit die Armen, welche sich das dürre Reißholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben, und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er ungeneckt, aber die Holzdiebe hat er schon oft in Todesangst gejagt, und bisweilen fest gebannt, so daß sie Stunden lang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

---

30. Der Kirchbau in Crottendorf.

Als man in Crottendorf bei Annaberg die Kirche bauen wollte, hatte man da, wo sie jetzt steht, das Zimmerwerk zugehauen und den Grund gelegt. Der Teufel aber — warum? wußte Niemand, — wollte die Kirche dort nicht erbauen lassen, und schleppte allnächtlich das zugehauene Gebälke von da weit hinauf an das oberste Ende des Dorfes, so daß die Bauleute früh ihre liebe Noth hatten, ehe sie dasselbe wieder an den bestimmten Platz brachten. Endlich weihte ein Geistlicher das Holz und nun konnte der Teufel kein Splitterchen mehr forttragen.

---

31. Der Geldbrunnen auf dem Fichtelsberge bei Wiesenthal.

Abraham Musch, ein alter frommer Huthmann in Wiesenthal, traf einst oben auf dem Fichtelsberge einen überaus schönen Brunnen, dessen Grund und Boden wie lauter Goldflammen leuchtete, und da er sich niedergesetzt hatte, und diesen schönen Goldquell betrachtete, sah er auf der einen Seite desselben ein schönes buntes Vöglein, auf der andern Seite aber einen Mönch mit einem offenen Buche sitzen. Darüber erschrocken, lief der Huthmann davon, und hat seit der Zeit den Brunnen nie wieder gefunden.

---

32. Der Jungferngrund bei Wiesenthal.

Dieser Grund am Fichtelsberge soll seinen Namen von zwei Jungfern haben, welche sich oftmals im Neumond sehen lassen. Es sind Schwestern; die eine spielt auf der Laute und die andere windet einen Kranz. Wer sie eigentlich sind, weiß Niemand.

Den Wiesenthalern dient der Jungferngrund auch als Wetterprophet. Denn, wenn der Himmel über demselben hell ist, so wird — ob es auch sonst

allenthalben trübe sieht — zuverlässig schönes Wetter; wenn aber der Jungferngrund voll Nebel ist, so sagt man: Die Jungfern trocknen ihre Wäsche! und dann folgt kalte oder nasse Witterung.

---

33. Das Zwergloch im Scheibenberge.

An der Morgenseite des Scheibenberges befindet sich eine unbedeutende Höhle, das Zwergloch genannt. Darinnen wohnten, der Sage nach, sonst viele Zwerge, deren König Oronomossan hieß. Sie waren nicht über zwei Schuh lang, und trugen recht bunte Röckchen und Höschen. Es schien ihr größtes Vergnügen zu seyn, die Leute zu necken; sie thaten aber auch Manchem viel Gutes, und halfen vorzüglich frommen und armen Leuten.

Einst im Winter ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den, am Fuße des Scheibenberges gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, das war Oronomossan. Er grüßte das Mädchen und rief gar kläglich: Ach, du liebe Maid, nimm mich in deinen Tragkorb! Ich bin so müd', und es schneit und ist so kalt, und ich weiß mir keine Herberge! Drum nimm mich mit zu dir in dein Haus!

Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, aber da er gar zu flehentlich bat, so setzte sie ihn in ihren Tragkorb, und deckte ihre Schürze über ihn, damit es ihm nicht auf den Kopf schneien möchte. Darauf nahm sie den Korb auf den Rücken und trat den Rückweg an. Aber das Männchen in dem Korbe war centnerschwer, und sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, daß sie die Last nicht niederdrückte.

Als sie nach Hause gekommen, setzte sie den Tragkorb keuchend ab, und wollte nach dem Männchen darin sehen, und deckte die Schürze ab. Aber — wer schildert ihr freudiges Staunen? — das Männchen war fort, und statt seiner lag in dem Tragkorbe ein großer Klumpen gediegnen Silbers!

---

34. Der Name der Stadt Elterlein.

Diese Stadt soll, vor ihrer Zerstörung durch die Hussiten 1429, Quedlinburg am Walde geheißen haben, dann aber von einer kleinen offenen Kapelle am Ausgange des sächsisch-böhmischen großen Waldes, in welcher täglich ein Pater, aus dem Cisterzienserkloster zu Grünhain, eine Dankmesse für die Reisenden, wegen glücklicher Zurücklegung des ge-

fährlichen Weges durch den Wald am Altärlein lesen mußte, den Namen Altärlein erhalten haben, woraus späterhin Elterlein geworden ist.

---

35. Die Kutte bei Elterlein.

Ein Grünhainer Pater empfand auf dem Wege zur Kapelle, wo er seines Amtes warten wollte, große Hitze, und setzte sich im Walde nieder, um zu verkühlen und auszuruhen, aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unsanft, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Er untersuchte den Boden, und fand — einen starken Zacken gewachsnen Silbers, der drei Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber. Dann eilte er im vollen Laufe nach Grünhain zurück, und erzählte seinen freudigen Fund dem Abte. Bald darauf ward an der mit der Kutte bezeichneten Stelle ein regelmäßiges Berggebäude angelegt, welches lange Zeit gute Ausbeute gab, und noch jetzt die Kutte heißt.

---

36. Die große Glocke in Geyer.

Von der großen Glocke in dem Bergstädtchen Geyer, welche einsam auf einem alten viereckigen Thurme an der Kirche hängt, erzählt die Sage, daß dieselbe auf dem Geyersberge, an dessen Fuße die Stadt liegt, durch eine Sau mehrere Ellen tief unter der Erde hervor ausgewühlt und von den Bürgern, welche sich dieses Fundes freuten, aufgehängt worden sei, aber nicht eher einen reinen und vollen Klang gegeben habe, als bis ein Priester sie zur ihrer heiligen Bestimmung feierlich eingeweiht.

Im Jahre 1455 zersprang diese große Glocke von dem heftigen Sturmläuten, womit man auch in Geyer den Prinzenräuber Kunz von Kauffungen verfolgte, wurde aber auf Befehl und Kosten Kurfürst Friedrichs, des Vaters der Prinzen, sogleich umgegossen und der Prinzenraub darauf abgebildet, wie heute noch zu sehen.

---

37. Sechs Brüder bei Geyer.

Im Jahre 1632, als kaiserliche Truppen von der Burg Scharfenstein die ganze Umgegend durchstreiften und plünderten, war es einem Trupp herzhafter Burschen aus Elterlein und Zwönitz gelun-

gen, in der Nähe von Scharfenstein sechs Oestreicher, im dichten Walde schlafend, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Was nun mit den Gefangenen zu beginnen sei, darüber entstand unter den Siegern heftiger Streit. Die von Elterlein meinten, daß es das Beste sei, sie sämmtlich todt zu schlagen; die von Zwönitz aber wollten nichts davon wissen, und brachten es dahin, daß man zuletzt beschloß, sie zur Armee zu bringen. So zogen sie fort.

Als sie in die Nähe von Geyer kamen, erhob sich der Streit von neuem, und weil die Elterleiner mit Gewalt drohten, so wurden die Zwönitzer voll Aerger, und schieden von ihnen, die Gefangenen ihrem Schicksale überlassend.

Dieses war ein trauriges. Denn kaum waren die Zwönitzer im Walde verschwunden, da fielen die mordlustigen Elterleiner über die wehrlosen Opfer ihrer Wuth her, und ermordeten ihrer fünf auf die grausamste Weise; den sechsten aber warfen sie in ein tiefes Loch, in welchem ihn die Vorübergehenden noch am andern Tage jammern hörten.

Zum Gedächtniß dieser Greuelthat heißt jene Stelle der Wiesen bei Geyer noch jetzt: sechs Brüder, ohne daß man bestimmen kann, ob wirklich die sechs unglücklichen Oestreicher Brüder gewesen sind.

---

38. Der alte Thurm in Tanneberg.

Nahe bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tanneberg bei Geier steht ein uralter viereckiger Thurm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes.

In uralter Zeit soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten, und sich dabei verirrt haben, und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden, und hätte zum Andenken den Thurm erbaut.

Jetzt noch soll in dem Thurme der Geist eines der spätern Besitzer spuken, aber warum? weiß Niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespündet seyn soll. Es wäre sonst ein eiserner Reif um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht festzuhalten, aber die Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reif gestohlen.

39. Die Schatzkammer im Greifenstein.

In einem der Felsen des Greifensteins soll eine kleine Höhle oder Kammer seyn, darinnen das Gold und Silber in Menge aufgehäuft liegt.

Vor dieser Höhle graßten einst zwei Mägde, deren eine sich öfters von dem Loche aus mit Namen rufen hörte. Sie ging hinein mit der Bedingung, daß ihr, wenn sie schreien würde, die andere zu Hülfe kommen sollte, und fand bald im Hintergrunde der Höhle einen großen Kasten voll Gold und Silber, welche ein großer zottiger Hund bewachte. Sie zitterte, als sie das Ungethüm erblickte, und wollte eilends umkehren; aber da eine dumpfe Stimme ihr gebot, mit dem Golde ihr Grastuch zu füllen, so faßte sie sich ein Herz, und raffte das Tuch in Eile voll. Indessen aber verengte sich der Eingang der Höhle immer mehr, und die Magd, welche darüber in große Angst gerieth, rief die außenstehende um Hülfe. Da sprang der Hund auf sie los, scharrte das Gold aus ihrem Grastuche wieder heraus, und heulte dann fürchterlich.

Zum Glück war die andre Magd herzhaft genug, daß sie ihre Freundin noch herauszog. Dieselbe aber war vor Schreck fast todt, und ist drei Tage nachher gestorben.

40. Der Gevattersmann von Greifenstein.

Vor alter Zeit lebte in Geier ein armer Häuer, Namens Hans, der war blutarm und hatte ein schwangeres Weib und viele Kinder, und wußte sich oftmals keinen Bissen Brod. Am größten aber war seine Noth am Sylvesterabende, als die Niederkunft seines Weibes auf wenig Stunden nahe war, und er weder eine warme Stube, noch sonst eine Erquickung, ja nicht einmal eine Wehmutter für sie hatte. Er eilte hinaus, eine erfahrne Muhme zu holen, verirrte sich aber bei dem gräßlichen Schneegestöber von dem Wege, und kam durch tiefe Wehen sich mühsam durcharbeitend, zuletzt an die Felsenschichten des Greifensteins. Erschrocken wollte er umkehren, als der Berggeist ihm erschien, und mit freundlichem Blick ihn also ansprach: „Eile, glücklicher Vater! Gott hat dein Weib mit drei holden Knäblein gesegnet! Wenn du nicht dawider bist, will ich dein Gevatter seyn!" — Da verließ Hansen die Furcht, und er antwortete: In Gottes Namen magst du mein Gevatter seyn, aber wie thue ich dir die Stunde der Taufweihe kund? — Wie nun der Berggeist lächelnd sagte, daß er ohnedem kommen würde zur rechten Zeit, da verließ sich Hans darauf

und eilte heim. Sein Weib hatte ihm drei holde Knäblein geboren.

Am andern Tage, als alles zur Taufe bereitet war, da ließ auch der Gevattersmann vom Greifenstein nicht auf sich warten. Er erschien in Häuerkleidung, und übte das fromme Werk mit inniger Andacht, und als die heilige Handlung vorüber war, da schenkte er Hansen einen Schlägel und ein Eisen und sprach: Lieber Gevatter, bete und arbeite! Wo du mit diesem Gezäh einschlägst, da wirst du reiche Ausbeute finden, und dann denke allemal an Gott und deinen Gevattersmann." — Darauf verschwand er: seine Worte aber trafen ein. Hans ward ein reicher Mann, und soll die Siebenhöfe bei Geier gebaut haben.

---

41. Die Entstehung von Jahnsbach bei Thum.

Ein Wandersmann, Namens **Jahn**, irrte bei Nacht in der Gegend des Greifensteines im Walde umher. Da trat ihm plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt entgegen, und winkte ihm zu folgen. Nicht ohne Grauen folgte Jahn. Ueber Stock und Stein führte ihn der Zwerg, bis sie endlich an eine Höhle kamen, die sich, sobald sie eintraten, mächtig

erweiterte und ein prächtiges Ansehen gewann. Die Wände waren von Silber, die Tische und Stühle von Gold. Tausend krystallne Leuchter mit langen Kerzen verbreiteten einen blendenden Glanz über das ganze Gewölbe. Zwölf Männer in stattlichen Rittergewändern und mit langen Bärten saßen an einer langen Tafel, und speisten. Der Zwerg lud den erstaunten Jahn ein, sich zu setzen und am Mahle Theil zu nehmen. Der Hunger besiegte die Schüchternheit, — Jahn setzte sich und aß und trank von dem, was ihm der Zwerg bót. Nie noch hatte er so köstlich getafelt; er ward erquickt und allmählig getrosten und frohen Muthes. Die zwölf Männer schienen sich über ihn zu freuen, und geboten dem Zwerge, sein Ränzel zu füllen. Mit herzlichem Danke schied Jahn von seinen gastfreien Wirthen. Der Zwerg führte ihn aus der Höhle, welche wie Jahn jetzt bemerkte, im Greifensteine war, und geleitete ihn auf die Straße, welche nach Böhmen führte und auf welcher Jahn sich nicht mehr verirren konnte. Dann verschwand er.

Als nun Jahn sein Ränzel auspackte, um zu sehen, womit ihm die freigebigen Geister beschenkt hatten, da fand er in demselben eine ziemliche Anzahl Barren gediegnen Goldes und Silbers. Voller Freuden gelobte er, dasselbe recht gut anzuwenden. Er baute also in der Gegend des Freiwaldes bei

Thum mehrere Häuser, welche er armen Leuten ohne Miethzins überließ, und that auch sonst allerlei Gutes an Kranken und Armen.

Später als die Zahl jener Häuser sich vermehrte, und ein ganzes Dorf daraus entstand, ward dasselbe ihm zu Andenken Jahnsbach genannt

---

42. Der Sct. Annenbrunnen bei Niederzwönitz.

Westlich vom Dorfe Niederzwönitz, auf einer mit Wald umgebenen Wiese, quellen mehrere Brunnen, deren einige mineralische Heilkraft besitzen sollen. Der vorzüglichste unter ihnen heißt der Sct. Annenbrunnen. Wie er zu dem letztern Namen gekommen, erzählt folgende Sage:

Aennchen, die dreizehnjährige Tochter des Jägers zu Niederzwönitz, war seit dem fünften Jahre durch die Blattern erblindet. Ihr Vater, der sie, als sein einzig Kind, über die Maaßen zärtlich liebte, fragte allenthalben um Rath und schonte keine Kosten, um seinem Kinde von dem großen Uebel zu helfen: aber umsonst. Niemand konnte ihr das Augenlicht wiedergeben.

Dennoch haderte das fromme Mägdlein nicht mit Gott, sondern betete alltäglich zu ihm und der

heiligen Anna mit freudiger Zuversicht, daß ihrem Unglück ein Ende kommen werde.

Da in der Nacht des Sct. Annentages (26 Jul.) erschien ihr im Traume die heilige Anna in himmlischer Herrlichkeit, ergriff sie bei der Hand und führte sie hinaus in den Streitwald, wo auf moorigem Wiesengrunde ein Brünnlein quol, und deutete auf das Wasser und auf Aennchens Augen, segnete sie und verschwand.

Als am Morgen das blinde Mägdlein ihrem Vater erzählte, was ihr geträumt hatte, da ward derselbe voller Freuden, denn er erkannte in dem Traume die Verheißung naher wunderbarer Hülfe. Sonder Säumen führte er sie hinaus in den Streitwald zu dem Brunnen auf der moorigen Wiese, den er gar wohl kannte, in dem er aber nie solche Heilkraft geahnt hatte.

Aennchen wusch sich die Augen mit dem Wasser des Quells, und ward wieder sehend. Ihr Vater dankte Gott auf den Knieen, und gelobte, an jenem Brunnen der heiligen Anna eine Kapelle zu erbauen. Noch in demselben Jahre erfüllte er das Gelübde.

Dieses begab sich im Jahre 1498. — Die Kapelle scheint bald wieder verfallen zu seyn, aber den Sct. Annenbrunnen rühmt man noch heut als Heilquelle.

43. Die Sct. Blasiuskirche zu Niederzwönitz.

Diese kleine, nahe bei der Stadt Zwönitz gelegene Kirche, in welcher nur noch bei Begräbnissen und wenigen Festtagen gepredigt wird, soll ein Hufschmidt aus Niederzwönitz, zur Strafe viehischer Sodomiterei, haben erbauen müssen. Zum schmachvollen Gedächtniß des Gründers hängen (ob jetzt noch?) inwendig über der Thüre an einem Brete, fünf vergoldete Hufeisen; fünf, weil er sein Verbrechen fünf Jahre lang soll getrieben haben.

---

44. Kegler's Pflaster in Schneeberg.

Im Jahre 1493 lebte in Schneeberg ein Mann, Namens Hans Kegler, durch den Bergbau reich, aber nicht klug geworden. Denn so gern er Witz machte, so sehr verunglückte ihm derselbe.

Einst in öffentlicher Gesellschaft äußerte er, in seinem Streben, als witzig zu erscheinen, die Worte: „Es giebt der frommen Weiber in Schneeberg so wenig, daß man sie alle zusammen auf einem Karren aus der Stadt fahren könne, und dabei werde vielleicht der Karren nicht einmal voll."

Als dies mehrere Frauen erfuhren, verklagten sie Keglern beim Stadtrichter Veit Illgen. Die

Frau Stadtrichterin mochte wohl auch darüber sich geärgert und ihren Gemahl gegen Keglern aufgehetzt haben, denn Letzterer wurde verhaftet, und verurtheilt; „daß er zur Strafe für seine losen Reden die zwischen dem Klausberge und dem Schneeberge befindliche Pfütze ausschütten und pflastern sollte.“ Dieses war aber keine Kleinigkeit, denn er brauchte dazu über hundert Fuhren Steine, wofür er weiter nichts hatte, als daß jenes Pflaster noch heut, ihm zum Gedächtniß, Kegler's Pflaster heißt.

---

45. Christoph Schürer in Schneeberg.

Als im sechszehnten Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich verminderte, und überall ein Wehgeschrei über den Silberräuber (so oder Kobold nannte man das taube Erz, welches von bösen Berggeistern oder Koboldén herrühren sollte) sich erhob, da kam Christoph Schürer, eines Apothekers Sohn aus Westphalen, landesflüchtig seines evangelischen Glaubens wegen, nach Schneeberg, wo er, als ein in der Chemie und Naturlehre wohlerfahrner junger Mann, bald eine Anstellung bei den Hütten fand. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gewann er die Liebe Anna's,

der Tochter des Hüttenmeisters Rau, und bald auch durch sein einnehmendes Betragen das Jawort ihres Vaters, so daß die Hochzeit auf das nächste Bergfest bestimmt wurde.

Ehe aber das Bergfest kam, drohte Schürers Unstern alle seine Hoffnungen zu vernichten. Nemlich in seiner Forschgier war er auf den Gedanken gerathen, den vielverrufenen Kobold, den verhaßten Silberräuber, durch chemische Zubereitungen zu etwas Nützlichem umzustalten. Er machte demnach insgeheim in einer Schmelzhütte in Oberschlema vielfache Versuche, und trieb es damit oft die ganze Nacht hindurch, so eifrig, daß er bald in den Verdacht der Alchymisterei und Schwarzkünstlerei gerieth.

Als daher aus Platten in Böhmen, wo er sich bei seinem frühern Aufenthalte daselbst, durch seinen Glauben Feinde und durch seine Kenntnisse und sein Ansehn Neider gemacht hatte, mehrfache Klagen einliefen, daß er ein Zauberer, Dieb und Glasparthierer gewesen sei, und man seine Auslieferung forderte, gebot der Bergmeister, ihn zu verhaften.

Eben war Schürer in der Schmelzhütte mit seinen Versuchen beschäftigt, da kam der Frohn, ihn festzunehmen, fand aber die äußere Thür verschlossen, und meldete es dem Bergmeister. Diesen, so wie den

Hüttenmeister Rau und einige Geschworne trieb jetzt die Neugier mitzugehen.

Die Thür ward aufgesprengt, und mit freudefunkelnden Augen trat der gesuchte Verbrecher den Eintretenden entgegen. Aber wie staunte er, als der Frohn ihn griff, und ihm die Handschellen anzwang! Wie erschrack er, als ihn die Bergherrn mit Vorwürfen überhäuften, und ihn einen Zaubrer, Dieb und Parthierer schalten!

„Männer — rief er, schnell sich fassend, mit fester Stimme, — Männer prüfen, ehe sie entscheiden! Meint ihr, ich treibe bösen Unfug hier mit schwarzer Kunst, so tretet her! Seht, dies wollte ich gewinnen, und, Gott sei Dank, endlich ist's gelungen! Ich meine, es soll dem Lande von großem Nutzen seyn!" — Somit reichte er ihnen eine Mulde voll feinen schönblauen Staubmehls hin.

Die Bergherrn staunten und begehrten zu wissen, wie und woraus er solche schöne Farbe bereitet habe. Schürer zeigte ihnen Alles willig, und reinigte sich so von dem Verdachte, daß er ein Schwarzkünstler sei. Auch machte es dem Bergmeister so große Freude, daß derselbe versprach, Alles zu thun, um Schüreres Unschuld gegen die Anklagen der Böhmen zu erweisen.

Dies gelang auch dem wackern Manne bald, und Schürer erhielt nun seine Freiheit wieder, und

kam durch die Erfindung der schönen blauen Farbe, die man anfangs nur blaues Wunder, später aber Schmalte nannte, zu großen Ehren, und als das Bergfest gekommen war, wurde er des Hüttenmeimeisters glücklicher Eidam.

---

46. Die Teufelswand bei Eibenstock.

In der Teufels- oder Steinwand, welche zwischen Eibenstock und Unterblauenthal am linken Ufer der Bockau, unweit von ihrem Einflusse in die Mulde, liegt, befindet sich eine große Höhle, von der die Sage Folgendes erzählt:

Zehn reiche Bösewichter hatten sich vereinigt, alle gute und gangbare Münze an sich zu bringen, sie in fremden Ländern mit jüdischem Gewinn gegen schlechte umzutauscheu, und diese in's Land zurück, und nach und nach unter die Leute zu bringen, was ihnen auch recht wohl gelang. In diesen Geschäften fuhren sie einst auch mit einem Wagen voll Geld dem Böhmer Walde zu, und gedachten vor Einbruch der Nacht eine Herberge zu erreichen. Da überraschte sie aber ein mörderisches Ungewitter, und sie sandten die Knechte aus, ein Obdach zu suchen. Bald brachte einer von diesen die Nachricht, daß

nicht fern von der Straße auf einer Anhöhe ein unbewohntes Schloß stehe, darinnen sie das Gewitter abwarten könnten. Weil nun der Wagen nicht wohl mit dahin gebracht werden konnte, so ließen die Herren ihre Knechte bei demselben, und gingen selbst aber in das Schloß. Hier fanden sie nur ein einziges Gemach, das sie vor dem Regen nothdürftig schützte. In diesem stand eine morsche Tafel, daran setzten sie sich, und begannen von ihren bösen Plänen zu reden. Da plötzlich wurde das Gewitter heftiger, ein dreifacher Wetterschlag klirrte. Die Burg stürzte zusammen, und aus ihren Trümmern stieg ein gespaltener Felsen hervor.

Die Knechte lagen betäubt unter dem Wagen. Als sie erwachten, schien der Mond hell durch die gelichteten Wolken. Sie sahen nach dem Wagen und erschracken, denn das Geld darauf war verschwunden. Es schlug Mitternacht. Mit dem letzten Schlage trat eine lichte Gestalt unter sie, welche ihnen zu folgen gebot. Zitternd gehorchten sie, und kamen an einen hohen Felsen, in dessen Inn'res eine steinerne Thür führte, welche, sobald die geistische Gestalt sie berührte, mit lautem Krachen aufsprang. Sie traten in ein Gewölbe; dort saßen die zehn Herren schweigend und todtbleich, und zählten feuriges Geld. Die Knechte zitterten. „Gehet hin und sagt; was ihr gesehen!" sprach der Geist.

„Diese zehn Unholde, eure Herren, müssen so lange hier das brennende Geld zählen, bis ein Mann, welcher zehn Armen uneigennützig Wohlthaten erwies, mit dem wunderseltnen Kraute Lunaria den Felsen berührt, dies Gewölbe öffnet und alles Geld mit sich nimmt. Solches gebt männiglich kund zur Warnung!“ — Der Geist verschwand, und die Knechte lagen unter dem Wagen.

Zu gewissen Zeiten soll in dem Felsen ein mächtiges Getöse gehört werden, und sich seit einigen Jahren sehr vermehren.

---

47. Der Name der Stadt Zwickau.

In der Gegend um Zwickau soll im neunten Jahrhundert eine Fürstin Schwanhildis geherrscht, und sowohl dem Kaiser Karl dem Großen, als auch seinem Sohne Karl so gute Hülfe gegen die Wenden geleistet haben, daß die Stadt ihr zu Ehren Schwanenfeld (Cygnavia, Cycnea) genannt wurde. An diese Fürstin Schwanhildis erinnerte auch ihr Bild, das nebst mehrern andern Bildern, außen am alten Rathhaus zu sehen war, und die Unterschrift führte:

Der letzte Zweig aus Cygni Gschlecht,
Jungfrau Schwanhild, hie herrschet recht,
und weil nach ihr kein Erbe war,
kam ihr Land an's Römisch=Reich gar.
Anno Christi 809.

Eine andere Sage erzählt, daß der Kaiser bei Erbauung der Stadt habe drei Schwane schwimmen sehen, und daher der Stadt den Namen Schwanenfeld gegeben.

Von Kaiser Heinrich I. Zeiten hieß sie Zwickau, welcher Name aus dem Lateinischen Cycnea oder Cygnavia entstanden ist, von den Chronisten aber mit unglücklicher Mühe durch folgende Sagen erklärt wird.

1) Als Kaiser Heinrich die Stadt besah, und und sie viel kleiner fand, als er angegeben und befohlen hatte, habe er gesagt: Cycnea, Cycnea, du bist gar sehr verzwickt! Du sollst fürder Zwicka heißen!

2) Kaiser Heinrich III. habe den Zwickauern, wegen der ihm gegen den böhmischen Herzog Virestislav geleisteten Hülfe, in einem Gnadenbriefe erlaubt, als rittermäßige Bürger Zwickelbärte zu tragen, und von diesen Zwickelbärten sei die Stadt Zwickau genannt worden.

---

48. Der Riese Einheer in Zwickau.

In den Kriegen Kaiser Karls des Jüngern (des Sohnes Karls des Großen) mit den Wenden, erschien in Zwickau, wo Schwanhildis regierte, ein Riese, aus Thurgau gebürtig, der mit wider die

Wenden auszog. Er wadete über alle Wasser, bedurfte keiner Brücke, zog sein Pferd bei dem Schwanze nach und sagte: „Nun, Gesell, mußt du auch nach!" Er mähete die Leute wie Gras nieder, hing sie dann an den Spieß, und trug sie über die Achseln wie Hasen oder Füchse. Da er wieder heim kam, und seine Gesellen und Nachbarn fragten, was er ausgerichtet hätte, sagte er unmuthig und zornig: „Was soll ich von diesen Fröschlein sagen? Ich trug ihrer sieben oder acht am Spieße über die Achsel; weiß nicht, was sie zucken; ist der Müh nicht werth, daß der Kaiser so viel Volks wider derlei Kröten und Würmer zusammengebracht." — Das muß ein Goliath gewesen seyn!

---

49. Gottes Speise bei Zwickau.

Bei Zwickau auf einem Dorfe schickten einst Eltern ihren Sohn, einen muntern Knaben, in den Wald, die Ochsen, welche da auf der Weide waren, heimzutreiben. Aber die Nacht überraschte den Knaben, und es erhob sich ein solch mörderisches Schneewetter, daß er nicht aus dem Walde zu kommen wußte. Als nun der Knabe am andern Tage immer noch nicht nach Hause kam, geriethen seine Eltern in große Angst, und konnten doch vor dem

großen Schnee nicht in den Wald. Am dritten Tage erst, nachdem der Schnee zum Theil abgeflossen, gingen sie hinaus, den Knaben zu suchen, und fanden ihn endlich an einem sonnigen Hügel sitzen, wo gar kein Schnee lag. Freundlich lachte er seine Eltern an, und als sie ihn fragten, warum er nicht heimgekommen, antwortete er, daß er habe warten wollen, bis es Abend würde. Er wußte nicht, daß schon ein Tag vergangen war, und als man ihn ferner fragte, ob er etwas gegessen hätte, erwiderte er, es sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm Käse und Brot gegeben habe.

Also ist dieser Knabe sonder Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden.

---

50. Der böse Brunnen bei Marienthal.

Etwa eine Stunde von Zwickau zwischen Marienthal und Königswalda findet man an einem abwegsamen Orte im Gehölze, welcher das tiefe Thal heißt, einiges altes Mauerwerk, das man für Ruinen eines ehemaligen Raubschlosses hält. Neben diesem ist ein sehr tiefer, ausgemauerter Brunnen, welcher der böse Brunnen genannt wird, weil bei demselben die Geister zweier Mädchen, welche ihren Bruder vergiftet haben, irrgehen sollen.

---

51. Der Galgenbaum bei Blankenhain.

Auf dem Rittergute Blankenhain im Amte Zwickau diente einst ein ehrlicher und braver Hirtenjunge, Namens Liebhold, dem aber die Knechte und Mägde gehässig waren, weil er, sobald er von denselben etwas sah, was wider den Willen seiner lieben Herrin, der Edelfrau, war, ihr solches immer sogleich anzeigte. Als daher einmal der gnädigen Frau ein goldnes Kettchen weggekommen war, ergriff das gottlose Gesinde die günstige Gelegenheit, den armen Jungen zu verderben, und der gewissenloseste unter den Knechten ging hin zur Herrin, und zeigte Liebholden als den Dieb an, den er über der That betroffen habe.

Die Edelfrau übergab den Angeklagten den Gerichten, welche ihn nach mehrfachem Verhöre, wie hoch er auch seine Unschuld betheuerte, auf den falschen Schwur seines Anklägers zum Strange verdammten.

Nach wenigen Tagen wurde das Urthel vollzogen. Unter dem wimmernden Geläut der Sünderglocke führte man den armen Liebhold hinaus vor das Dorf, wo ein großer Balken mit einem Arme oben als Galgen aufgerichtet war. Noch einmal, ehe er in den Tod ging, betete er zu Gott,

daß er seine Unschuld rechtfertigen möge, und dann zu den Umstehenden gewendet, rief er: „Der mich angeklagt hat, der hat einen falschen Eid geschworen. Denn so wahr ich unschuldig bin, so wahr wird dieser Balken, welcher mein Galgen seyn soll, nach meinem Tode anfangen zu grünen, und Zweige treiben, und Jahrhunderte hindurch als ein frischer Baum bewundert werden.“ — Hierauf wendete er sich zum Henker, und litt mit frommer Zuversicht auf jenseits den unverdienten schmachvollen Tod.

Und als das nächste Frühjahr kam, da gab Gott die Unschuld Liebhold's an den Tag. Denn der Balken des Galgens wurde grün und trieb Zweige, so wie es Liebhold vorhergesagt hatte.

Die Edelfrau ward darüber voll Unruhe, und gebot den meineidigen Knecht zu verhaften. Aber ehe die Häscher denselben erreichten, hatte er sich im Koberbache ertränkt.

Noch in demselben Jahre ward der wahre Dieb entdeckt. Es wurden mehrere, nahe am Rittergute stehende, hohe Erlen umgeschlagen, und auf einer derselben fand man ein Dohlennest und darinnen das gestohlene goldene Kettchen der Edelfrau. —

Der Galgenbaum, jetzt ein starker und hoher Baum, ist heute noch bei Blankenhain zu sehen.

---

52. Dedo der Feiste in Wechselburg.

In der Schloßkirche zu Wechselburg steht die Bildsäule Dedo des Feisten, welcher ein Sohn Otto des Reichen und Graf zu Rochlitz war, und im Jahre 1174 das Augustinerkloster zu Zschillen stiftete. Derselbe soll übermäßig fett gewesen seyn. Darum, als ihn der Kaiser Heinrich VI. aufforderte, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten, da war der gute Herr voll Bekümmerniß, wie er bei seiner lästigen Feistheit die weite Reise machen möchte, und entschloß sich zuletzt, von einem Wundarzt sich das hinderliche Fett aus dem Leibe schneiden zu lassen. Dies geschah denn auch in Zschillen (so hieß damals Wechselburg), aber leider mit so unglücklichem Erfolg, daß er wenige Tage darauf, am 16. Aug. des Jahres 1199, unter schrecklichen Schmerzen seinen Geist aufgab.

53. Der irrgewordene Redner in Geithain.

Als Kaiser Karl V. nach Mühlberg zog und durch das Städtchen Geithain kam, wollten ihn der Rath und die Bürgerschaft nach Gebühr empfangen, und beauftragten den Stadtschreiber, das Wort zu führen. Derselbe war dazu gern bereit, sich für

einen fürtrefflichen Redner dünkelnd, und wie der Kaiser kam, und ihm die Rathsherren entgegen gingen, und einen Fußfall thaten, da trat er mit großer Zuversicht vor, und begann: „Gnädigster Herr Kaiser, kaiserliche Majestät! Der Stadt Geithain Bürgermeister und Rath sind froh, und haben gern gehört, daß Euer kaiserliche Majestät — und — und — und seyd Gott willkommen, lieber Junker!"

Die Todesangst des irrgewordenen Redners und dann seine Freude, sich noch so rasch gerettet zu haben, der hochklingende Anfang und der herabkollernde Schluß, dies machte dem Kaiser großen Spaß, und er lachte aus Herzensgrunde. Den Stadtschreiber aber machte es fast unsterblich, indem Kamprad die Schnurre in seine Leisniger Chronik einzeichnete.

---

54. Die Halssteine am Rathhause in Kolditz.

Am Rathhause in Kolditz hingen sonst ein Paar halbrunde Steine, die eine eiserne Kette zusammenhielt. Davon geht die Sage, daß solche den bösen Weibern, welche ihre Männer geschlagen hätten, wären um den Hals gehängt worden, und daß die Weiber mit diesem Schandgeschmeide hätten eine

Zeit lang auf dem Markte vor dem Rathhause herumgehen müssen.

---

55. Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim.

In grauer Zeit vor Waldheims Entstehung stand auf der Stelle, wo später ein Augustinerkloster und seit 1716 die Strafanstalt steht, das uralte Kloster Baldersbalda, welches so zeitig wieder einging, daß schon im elften Jahrhundert kaum noch Spuren davon zu finden waren.

In der letzten Zeit des Klosters lebte darin ein Mönch, der war ein verruchter Bösewicht. Seine eigene Schwester hatte er zu sündiger Blutschande gezwungen. Sie genas eines Kindes, und brachte ihm dasselbe mit lautem Jammer und harten Vorwürfen. Da stellte er sich, als rührte ihn ihr Schicksal, und tröstete sie, und versprach, sie in einen stillen Ort zu führen, wo sie mit dem Kinde leben könnte, vor den Augen der schmähsüchtigen Welt gesichert. Er führte aber die arglos Folgende in den Wald ohnweit des Klosters, dorthin, wo sonst das Kreuz in der Oberstadt war, (bis zum Brande 1831 der Kreuzweg). Hier zückte er hastig seinen Dolch, und stach ihn in das schuldlose Herzchen des Kin-

des, und als die unglückliche Mutter voll Entsetzen und Verzweiflung das sterbende Kind ihm zu entwinden suchte, da stieß er auch ihr den Dolch in die Brust. Zu Tode getroffen sank sie nieder; ihre letzten Worte verfluchten den Mörder, daß er nicht eher die Ruhe im Grabe finden sollte, als bis ein Todter, der im Leben noch größere Greuel als er verübt hätte, über den Mordplatz getragen würde.

Jahrhunderte waren vergangen, und der Fluch lastete noch immer auf dem heillosen Mönche. Um Mitternacht sah man oft seinen Schatten, wimmernd und seufzend, einen blutigen Dolch in der Knochenhand, auf dem Kreuze irrgehen, und Jedermann wich bei nächtlicher Weile dem verrufenen Platze aus. Da starb einmal in Waldheim ein Bösewicht, Abschaum der Menschheit, der Hölle pflichtig durch jedes Verbrechen. Sein Name war verflucht; die Sage hat sich gescheut, ihn zu nennen. Am Abende seines Begräbnißtages wandelten zwei Schatten schweigend vom Kreuze nach dem Friedhofe. Seitdem hat Niemand den Mönch wieder gesehen.

---

56. Der Mayen- oder Hahnborn in Leisnig.

In früherer Zeit zog einmal nach Leisnig ein Hauptmann vom Lande, welcher eine einzige Toch-

ter hatte. Diese sah alltäglich, von der Stadtmauer in der Vorstadt Neusorge herab, einen zwar ärmlich gekleideten, aber gar wohlgestalteten Jüngling gehen, der ihr so wohl gefiel, daß sie ihn von Herzen gern geheirathet hätte. Einstmals rief sie ihm zu, ob er nicht eine Leiter herbeischaffen möchte, daß sie auf selbiger hinunter steigen könne, um mit ihm zu reden. Der Jüngling, Namens Martin Hahn, der Tagarbeit verrichtete, erfüllte sogleich ihren Wunsch, und sie stieg herab und eröffnete ihm wohlmeinend ihr Gemüth, daß sie, wenn er sich verheirathen wollte, gern sein Weib werden möchte, und obgleich Hahn ihr mit Bedauern entgegnete, daß solches ihr Herr Vater nicht würde geschehen lassen, weil er so ein armer und schlichter Bursch und sie dagegen ein reiches adliges Fräulein sei, so überredete sie ihn doch zum Oberpfarrer zu gehen, und denselben um seine Vermittlung zu bitten. Der wackere geistliche Herr war auch willig, mit dem Hauptmann zu sprechen, und that es schon am nächsten Morgen, aber leider mit üblem Erfolge. Der adelstolze Hauptmann schwur zornig, daß er lieber seine Tochter erschießen wollte, ehe er das geschehen lasse. Dies schreckte aber das liebende Mädchen nicht, sondern trieb sie nur zu raschem Entschluß. Sie gab dem Jünglinge einen Speziesthaler, und trug ihm auf, dafür im Weinkeller

einige Kannen Wein, auch etwas Semmel zu kaufen und dann an den Mayenborn zu kommen, wo sie seiner warten wollte. Als dieses nun geschehen, trauten sie sich selbst in Gottes Namen an diesem Brunnen, verlobten und verbanden sich, nie wieder von einander zu lassen. Darauf ging der Jüngling wieder zum Oberpfarrer, und erzählte ihm, was geschehen. Dieser berichtete es an das Consistorium, und bald bekam der Hauptmann Befehl, bei Leib= und Lebensstrafe sich an seiner Tochter nicht zu vergreifen, weil vor Gott ein Mensch so gut als der andere sei. Der Oberpfarrer aber erhielt Befehl, dieses verlobte Paar in der Kirche vor den Altar stellen zu lassen, und ohne weitere Trauung über sie den Segen zu sprechen. Solches Alles ist auch geschehen, und es eine glückliche Ehe geworden, und der Hauptmann zuletzt wohlzufrieden damit gewesen.

Von dieser Zeit an ist der Mayenborn der Hahnborn, und der Berg der Hahnberg genannt worden.

---

57. Der Todtenborn bei Leisnig.

In der Vorstadt Neusorge in Leisnig befindet sich in einer kleinen Vertiefung am Färbebache ein

gewölbter Brunnen mit klarem und wohlschmeckenden Wasser, welcher der Todtenborn heißt; warum? das erzählt uns die folgende Sage.

Vor alter Zeit hielt sich in dieser Gegend eine vornehme Prinzessin auf, und auch ein Prinz. Beide waren gleich schön, beide liebten einander gleich innig, und kamen oft im grünen Wald heimlich zusammen.

Einst hatten sie sich einander an obenerwähnten Brunnen bestellt, der damals noch ganz mit dichter Waldung umgeben war. Die Prinzessin traf zur bestimmten Zeit daselbst ein, und wàrtete auf ihren Geliebten, als aber eine Stunde verging, und derselbe immer noch nicht kam, da meinte sie, er werde dies Mal vielleicht nicht kommen, und legte ihren Schleier und Mantel am Brunnen hin, damit er, wenn er ja noch käme, daran erkennen möchte, daß sie da gewesen. Hierauf ging sie.

Nicht lange nachher kam der Prinz an den Brunnen, und fand sein Liebchen nicht, wohl aber ihren Schleier und Mantel, auf welchem ein junger Bär lag. Darüber gerieth er in große Angst, denn er meinte, der alte Bär habe seine Geliebte umgebracht. Er rief sie jammernd mit Namen, aber keine Antwort erfreute ihn. Da ward er von ihrem Tode überzeugt, zog seinen Dolch aus dem Gürtel, und stach sich denseiben tief in's Herz. Todt sank

er am Brunnen nieder, sein Blut rann in hellen Tropfen auf den weißen Schleier seiner Geliebten.

Ehe der Abend kam erfuhr die Prinzessin das Schreckliche, und weinte nicht. Aber sie ging ernst und schweigend alsbald hinaus an den Brunnen, wo die vielgeliebte Leiche lag, küßte noch einmal seine kalten Lippen, zog den Dolch aus seinem Herzen, und drückte ihn mit schmerzlicher Freude in das ihre.

Seitdem heißt der Brunnen dort der Todtenborn.

---

58. Der Melinenborn bei Leisnig.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte in Leisnig eine Wittwe, Meline genannt, mit zwei Töchtern. Diese wurden allgemein als Zauberinnen und Hexen gefürchtet, und ihnen aus Furcht vor ihrer Feindschaft von allen Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelagen Speise und Wein geschickt und sonst Gutthaten erzeigt. Endlich aber wurden sie zur Haft gebracht und im November 1615 wegen getriebener Zauberei lebendig verbrannt. Bei ihrem Tode sollen schwarze Raben um und aus dem Feuer geflogen seyn. Weil sie nun bei dem Borne am Minkwitzer Meßwege auf einer Wiese sollen mit dem bösen Geiste Umgang gehabt haben, so erhielt der Born den Namen Melinenborn.

---

59. Die bösen Söhne in Leisnig.

An der Stadtkirche zu Leisnig war sonst ein Mann aus Stein gehauen zu sehen, welcher beide Arme in die Seiten stemmte. Neben ihm stand auf jeder Seite ein Knabe, dem eine Kröte aus dem Munde kroch. Dies sollen seine Söhne gewesen seyn, und ihn, den Vater, oft arg verspottet, ja sogar ihm in's Angesicht gespeit haben. Deshalb habe Gott sie hart gestraft, und giftige und abscheuliche Kröten aus ihrem Munde wachsen lassen.

60. Die sieben Köpfe in Leisnig.

Am Niederthore in Leisnig waren sonst, ob jetzt noch, weiß ich nicht, sieben steinerne Köpfe zu sehen. Davon erzählt die Sage:

In Leisnig lebte vor alter Zeit ein Mädchen von hohem Stande und großem Reichthum, welches alle Freier zurückwies mit der heuchlerischen Versicherung, daß sie als Jungfrau sterben wolle. Weil nun damals die Ehelosigkeit für ein Verdienst galt, so stand sie lange Zeit bei Jedermann in großen Ehren. Aber endlich, als sie schon hoch bei Jahren war, kam der Ruf ihrer Keuschheit in jählingen Verfall. Denn es ward offenbar und stadtkundig, daß sie mit sechs Männern zugleich gebuhlt hatte.

Weil sie nun die ganze Stadt so frech belogen und so unzüchtig gelebt hatte, mußte sie zur Strafe das Niederthor und die Stadtmauer bauen und die sieben Köpfe, zu ihrer ewigen Schande, in Stein hauen lassen. Der Kopf nach dem Lichtenberge zu stellt ihren Kopf, die andern sechs die ihrer Buhlen vor.

---

61. Der Reiter im Kieselbach.

Im Frühjahr 1639 kam ein schwedischer Reiter in das Dorf Kieselbach bei Leisnig, der hatte sich fest gemacht und trieb, im Vertrauen auf seine Festigkeit, allerlei Unfug. Aber die Bauern sahen da nicht müssig zu, sondern fielen in Menge über ihn her, schlugen ihn mit Aexten und Dreschflegeln todt, und scharrten ihn ein wenig in die Erde. Des Nachts aber kroch der Erschlagene wieder heraus, wurde jedoch bald wieder gefangen und nochmals todt gedroschen. Leibhaftig ist er hierauf zwar nicht wieder auferstanden, aber sein Geist spukt noch jetzt. Er sitzt um Mitternacht im Dorfe am Wege auf einem Stocke, und ärgert die Vorübergehenden durch allerhand unanständige Geberden.

---

62. Die Kegelschieber in Döbeln.

In dem stattlichen Hause zunächst dem alten Oberthorthurme in Döbeln ist ein denkwürdiges Wahrzeichen zu sehen, von dem man folgendes erzählt:

Einst erbten zwei Brüder dies Haus von ihrem Vater, und weil demselben der Tod also rasch überkommen war, daß er seinen letzten Willen nicht aufzeichnen konnte, so wurden die beiden Brüder uneins, und stritten heftig mit einander, denn Jeder wollte das Haus allein besitzen. Zuletzt beschlossen sie, den Streit auf der Kegelbahn zu entscheiden, so daß, wer mehr Kegel schieben würde, den Alleinbesitz des Hauses haben sollte. Das Glück entschied für den ältern Bruder, der des schönen Gewinnes wohl nicht werth war, denn er verhöhnte seinen armen Bruder, daß er nun kein Erbe habe, und ärgerte ihn mit allerlei garstigen Reden, und achtete es wenig, daß sich derselbe in der Verzweiflung die Haare ausraufte. Ja, er stieß ihn des Abends aus dem Hause, und schlug die Thüre hinter ihm zu mit teuflischen Hohngelächter. Am Morgen aber fand er ihn todt vor der Thüre, mit entstelltem Antlitz und blutigem Kleid. Er hatte sich die Brust mit seinem Gurtmesser durchstochen.

Zur Erinnerung an diese traurige Begebenheit und zur Warnung für unbesonnene Spieler ließ der

Rath im Innern des Hauses zu ebener Erde zwei steinerne Hände mit Kugeln und in dem Pfeiler steinerne Kegel einmauern. An der äußern Wand des Hauses aber wurden zwei steinerne Köpfe angebracht, von denen der Eine, welcher den des ältern Bruder vorstellt, mit dicken Backen und fröhlichen Augen gegen Morgen über die Mulde hinschaut. Auf dem Andern aber, dessen abgezehrtes und betrübtes Gesicht ihn als den Kopf des unglücklichen Selbstmörders bezeichnet, liegen zwei Hände, als wollte er sich die Haare ausraufen. An dem Gerüst der Hausthür steht die Jahrszahl 1504.

---

63. Der Abt im Handwerkshause zu Roßwein.

Als Roßwein noch zu dem Kloster Zelle gehörte, hieß das jetzige Handwerkshaus der Tuchmacher in Roßwein das Abthaus, und war die Amtswohnung der Aebte. Wie nun 1544 das Kloster aufgehoben ward, schenkte der letzte Abt, Andreas Schmiedewald, das Abthaus, anstatt es zum Nutzen der Kirche zu verwenden, seinem Bruder, dem Bürgermeister Anton Schmiedewald, von dem es 1565 an die Tuchmacherinnung kam.

Seit langen Zeiten aber spukt es in dem Hause, und lärmt oft fürchterlich. Das ist der Geist des

Abtes Schmiedewald, welcher keine Ruhe finden kann, weil er das Haus der Kirche entfremdet hat. Oft hat man ihn auf dem Bodenraume, wo der Trauer der Tuchmacherinnung (die Traueranzüge der Bahrenträger) bewahrt wird, sitzen sehen, ohne daß etwas Wichtiges darauf erfolgte. Wenn er aber den Trauer sichtbar bewegt, dann stirbt binnen drei Tagen ein Tuchmachermeister.

---

64. Die Eule in Leipzig.

Im Hofe eines Hauses auf der Peterstraße zu Leipzig ist in einer kleinen Nische eine steinerne Eule zu sehen, die ist das Wahrzeichen einer argen Geschichte, welche sich vor Alters dort zugetragen hat.

Es war nemlich einmal ein Haushüter oder Schließer in dem Hause, welcher so verschlafen war, daß er beim besten Willen nicht erwachte, wie stark auch die Inwohnenden, wenn sie Nachts zu Hause kamen, an die Thüre donnerten. Weil dieselben nun, und oft bei schlimmen Wetter, lange harren mußten, ehe der verschlafene Schließer ihnen öffnete, so beschwerten sie sich gemeinschaftlich bei dem Hausherrn, und brachten es dahin, daß derselbe dem Schließer drohte, ihn beim nächsten Versehen aus dem Dienste zu jagen.

Darüber war der arme Schließer voll Küm=

merniß, und sann hin und her, wie er sich munter erhalten möchte, konnte aber nichts ersinnen. Weinend sah er die Nacht nahen; um Mitternacht aber kam ihm ungehoffte Hülfe. Denn zu ihm trat in schlichter Tracht, damit er nicht zu sehr erschrecken möchte, und mit freundlichem Gruße der Fürst der Hölle, und bot ihm seine Dienste an, und versprach ihm, jede Nacht in Gestalt einer Eule für ihn zu wachen und ihn zu wecken, so oft Jemand Einlaß begehrte. Dafür verlangte er vor der Hand gar nichts, und nach zehn Jahren erst nur die Seele des Schließers. Dieser sträubte sich lange gegen solchen unchristlichen Vertrag, zuletzt aber siegte doch die Lust, ruhig und sorgenlos sich satt schlafen zu können, und er willigte ein. Bald war die Uebereinkunft auch schriftlich gemacht.

Dieselbe Nacht noch trat der Teufel als Eule seinen Dienst an, und verwaltete ihn so wohl, daß der Schließer bald eben so viel Lob, als früher Tadel erntete und sich recht gut dabei befand. Leider aber nahm es mit ihm ein trauriges Ende.

Eines Morgens fand man ihn erwürgt in seinem Bette. Die zehn Jahre waren um; der Teufel hatte ihm das Leben nicht gestundet.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

65. Der Name der Stadt Oschatz.

Ein neues Städtchen wurde erbaut. Der König und seine Gemahlin sahe vom nahen Berge auf die schmucken Häuser, und hatten ihre Freude daran. Da aber die Stadt noch keinen Namen hatte, so sagte der König: „Liebes Weib, sage, wie sollen wir diese neue Stadt nennen? So wie du sagst, soll sie heißen.“ Dies dünkte der Königin scherzig, und sie lächelte, und sann, und konnte nichts ersinnen, wollte also diese Ehre ablehnen und begann: „O Schatz“ — Da rief der König schnell: „Nun schön, so soll sie heißen!“ Und die Stadt ward Oschatz genannt.

---

66. Das Blutzeichen in Wurzen.

Im Jahre 1616 ist in Wurzen zu mehrern Malen Speise, als Wasserbrei, Erbsen, Milchmuß, Grütz und Brod in Blut verwandelt worden. Daßelbe war wahrhaftiges Blut, färbte schön roth, und ließ sich, wenn man es auf die Hand strich, nicht

wieder abwischen. Die ganze Stadt gerieth darüber in Bestürzung, und hielt es für ein gräßliches Vorzeichen. M. Kasp. Rothe, der Diakonus des Orts, bestrich mit dem Blute ein Tuch und bewahrte es zum Gedächtniß auf.

Aber obgleich Wurzen später viel Unglück traf, so ist doch in Schött'gens Wurzner Chronik nicht zu finden, daß derselbe jemals wieder auf dieses bedeutungsvolle Blutzeichen zurückwiese.

67. Die Magd beim Nix bei Leipzig.

In einem Dorfe bei Leipzig trug sich's einmal zu, daß eine Dienstmagd, vielleicht beim Baden, unter das Wasser zu einem Nix kam. Sie diente demselben drei Jahre lang, und hatte es recht gut, wenig Arbeit, viel zu essen und zu trinken, aber Eins mochte ihr doch nicht recht gefallen, nemlich daß all ihr Essen ungesalzen war. Deshalb zog sie auch wieder weg; doch wurde sie nie mehr froh, sondern war immer so für sich und traurig, und sagte oftmals: „Nach dieser Zeit habe ich nicht über sieben Jahre zu leben, davon bleiben mir jetzt noch dreie." Und dies hat auch zugetroffen.

68. Das Nixweibchen bei Leipzig.

Sonst hat sich bei Leipzig auf der Straße oftmals ein Nixweibchen sehen lassen. Es ging unter andern Bauersweibern mit dem Tragkorbe auf den Wochenmarkt, um den Hausbedarf einzukaufen. In der Kleidung unterschied es sich von andern dadurch, daß seine Unterkleider jederzeit zwei Hände breit naß waren. Uebrigens redete es mit Niemanden, grüßte und dankte auch Niemanden auf der Straße, wußte aber beim Einkauf so gut wie andere Weiber zu dingen und zu handeln.

Einst gingen ihr auf ihrem Rückwege Zweie nach. Diese haben gesehen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niedersetzte, und wie derselbe, während sie in das Wasser tauchte, augenblicklich verschwand.

---

69. Das Wasserrecht bei Leipzig.

Von vielen Flüssen und Seen erzählt man, daß sie jährlich ein Opfer haben müßten, und diese gemeine Sage ist auch bei Leipzig unter dem Volke laut. Ohnweit der Stadt, wo die Elster und Pleiße sich vereinigt, pflegt im Sommer das junge Volk zu baden, aber das Wasser hat da einen betrüglichen Lauf, zuweilen Untiefen, zuweilen Sandbänke, be=

sonders an einem Ort, welcher das Studentenbad heißt. Dort verlangt das Wasser alle Jahre einen Menschen, den zieht die Wassernixe hinunter. Und dies ist das Wasserrecht, welches sich bis jetzt fast jeden Sommer gültig gemacht hat.

---

70. Der Saukrieg in Mügeln.

Im Jahre 1558 erhob sich eine Unruhe zwischen Johann von Haugwitz, Bischoff in Wurzen, und Hans von Karlowitz. Dieser kam mit seinem Volk nach Mügeln, und trieb das Schloß- und Stadtvieh von der Weide. Das meiste aber waren Schweine, deren gegen siebenhundert gewesen seyn sollen. Weil nun bald wieder Friede ward, ohne daß es weiter zu einem Angriff kam, so wurde der Streit im Scherz der Saukrieg genannt.

---

71. Das Kind auf dem Apfel in Leipzig.

Am hallischem Pförtchen sieht man ein Kind auf einem Apfel in Stein gehauen, zum Andenken, daß einst ein Kind, für sein Alter sehr klug, auf der Gasse auf einen Apfel getreten, und sich zum allgemeinen Bedauern zu Tode gefallen habe.

---

72. Der Pfaff in Markranstädt.

Johannes Limmer, Pfaffe zu Markranstädt, lästerte einstmals auf der Kanzel D. Luthern und seine evangelische Lehre mit ungebührlicher, heftiger Rede. Dafür strafte ihn Gott, denn als er am andern Morgen erwachte, war seine Zunge gelähmt und seine Augen geblendet. Hierdurch kam er zur Erkenntniß seiner Unbill, und lernte die evangelische Lehre schätzen, und nahm dieselbe im Jahre 1545 an; worauf er die Sprache und das Augenlicht wieder erhielt. Dafür dankte er nun Gott, und ermahnte die Leute mit Vorhaltung seines eignen Beispiels, daß sie möchten Niemanden des Glaubens wegen lästern, und die bessere gereinigte Lehre annehmen, und verharrte in diesem frommen Eifer bis an seinen Tod, der im Jahre 1553 erfolgte.

---

73. Das Räthselhafte in Wurzen.

Schöttgen's Chronik von Wurzen sagt: Wurzen hat (im Jahre 1717) 110 Feuerstätten, aber keine Kirche, keine Pfarre, keine Schule, keine Schmiede. Ferner, wenn die Wurzner in die Kirche gehen sollen, laufen sie zum Thore hinaus. Endlich ist gar ein Dach in Wurzen, welches weder Gott, noch Mensch, noch Teufel gemacht hat. Wie geht das zu?

Die Kirche, Pfarre, Schule und Schmiede liegen nicht in der Stadt, sondern vor den Thoren; daher müssen allerdings die Wurzner, wenn sie in die Kirche gehen sollen, zum Thore hinaus laufen. Das wunderbare Dach endlich ist das sogenannte Storchsnest auf dem, bei dem Wenzelsthore befindlichen Thurme, welches ein Mann, Namens Nachtigall, gebaut hat.

---

74. Die sechs Teufelskünstler in Leisnig.

Der Kupferschmiedt Johann Richter aus Leisnig, der im siebzehnten Jahrhunderte lebte, kam auf seiner Wanderschaft nach Prag. Hier gerieth er in eine Gesellschaft junger Männer, die um Teufelskünste zu erlernen, sich auf einen Kreuzweg begabte. Hier legten sie sich in einem Kreise, einander mit den Füßen berührend, mit dem Gesicht auf die Erde, und erwarten nun das Verlangte. Richter aber nahm daran nicht Theil, sondern entfernte sich. Später erfuhr er, daß sie allerlei Künste an den Tag gegeben und Dinge bewirkt hätten, die Andern nicht möglich waren; aber er hörte auch, daß sie im Verlauf von anderthalb Jahren alle schändlich um das Leben gekommen

waren. Er dankte Gott, daß er ihm von dieser bösen Gesellschaft geholfen, und ließ die sechs bösen Gesellen, wie sie im Kreise auf der Erde liegen, zum Gedächtniß in Stein aushauen, wie es vor dem Oberthore in Leisnig an einem Scheunthore zu sehen.

---

75. Die drei Brode der Ponikau auf Otterwisch.

Vor Zeiten gehörten die Güter Otterwisch Belgern und Beulwitz der Familie von Ponikau. Als einst eine Wöchnerin in dieser Familie eine nächtliche Zwerghochzeit in ihrer Wochenstube aufnahm und feiern ließ, empfing sie zum Dank drei Brodchen, mit der Weisung, daß die Ponikauische Familie, so lange sie diese Brodchen verwahre, glücklich seyn werde. Man ließ deshalb diese werthvollen Unterpfänder entweder vermauern oder in die Kirchthurmknöpfe legen. Im dreißigjährigen Kriege wurden aber die Gebäude eingeäschert, und die Brodchen gingen verloren, und mit ihnen auch der Familie nach und nach die Güter.

---

76. Strafe der Gartendiebe in Leisnig.

Vor dem Oberthore Leisnigs stand am Teiche ein 12 Ellen hoher gezimmerter Baum, oben mit einem langen Arm, an dem ein Korb ohne Boden hing. Durch diesen ließ man Gartendiebe zur Strafe ins Wasser fallen.

---

77. Das große Kirchthor zu Sct. Mathiä in Leisnig.

Wenn man in dem einen Schwibbogenpfeiler etwas heimlich redet, hört es der auf der andern Seite Stehende ganz deutlich, der aber in der Mitte steht, nicht einen Laut.

---

78. Der Leichenzug in Leisnig.

Am 26. Juny 1685 hat man Abends zwischen 9 und 10 Uhr in Leisnig hinter der Baderei, am ersten Rundel der Stadtmauer, eine Mannsperson, in weiße Leinwand gekleidet, ausgehen, und ihr ungefähr auf 9 Häuser Länge, 6 Männer mit einer Todtenbahre, und darauf einen schwarzen Sarg folgen sehen; sie setzten nieder und der weißgekleidete

Mann ging zum 3. Rundel hinter dem Kornhause, wo er still stand; die 6 Männer mit dem Sarge folgten ihm nach und setzten abermals nieder. Darauf nahmen 2 Träger ein weißes Tuch, das bei dem weißgekleideten Manne gelegen, und breiteten es über den Sarg. Anfangs hat das nur Eine Person, dann aber vier Personen gesehen. Zwei Personen gingen auf die gegenüber gelegene Viehweide, um die Erscheinung besser zu beschauen und sahen, daß viele Personen wie Todtengerippe, aber mit langen Haaren, nach Art einer Leichenprozession hergingen.

---

79. Der Bettelborn in Leipzig.

Der Brunnen vor dem grimmaischen Thore in Leipzig, nahe der Johannisgasse, stand von jeher im Rufe, daß sein Wasser ganz vorzüglich sey, daher es so viele Menschen holten, daß er fast erschöpft wurde. Um dies zu verhüten, hatte der Stadtrath dazu eine Wache gestellt, oder wie Andere erzählen, ihn verschlossen. Da man aber das Wasser nicht gern entbehren wollte, baten oder bettelten viele, davon schöpfen zu dürfen, daher sein Name.

---

80. Die Karthaunenkugel auf dem Gottesacker in Leipzig.

Es war am 3. August 1540, als der Böttcherobermeister Veid in Leipzig sich des erquickenden Regens freute, den nach langer anhaltender Dürre die Gewitterwolken niederströmten, Dorchen aber, seine einzige Tochter, noch unverständig, die sich vor des Donners klirrenden Schlägen fürchtete und in ihrer Angst den Spruch betete: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen. Dein Spruch, mein Kind, sprach gerührt der Vater, erinnert mich an den armen Nachbar, der mir durch seine Zank- und Streitsucht das Leben sehr schwer gemacht hat, jetzt aber halbnackend und krank in einer kalten Bodenkammer liegt, an ihm will ich diese Lehre üben. Der wackere Veid ging, und fand den Unglücklichen, wie er eben seinen einzigen Sohn Traugott, der trotz dem drückendsten Mangel und der Härte des Vaters, doch treulich bei ihm ausgehalten, segnete und — verschied. Veid ließ seinen geschiedenen Nachbar, der einst sehr wohlhabend gewesen war, anständig begraben, und nahm Traugott zu sich. Er und Dorchen lebten bald wie gute Geschwister und lernten, als Traugott ein tüchtiger Böttchergeselle geworden war, sich herzlich lieben. Meister Veid bemerkte es und war es zufrieden; wollte aber auch

dem fleißigen Pflege- und künftigen Schwiegersohne die Arbeit erleichtern, und nahm noch einen Gesellen an, der seit einigen Jahren unter den kaiserlichen Völkern gedient hatte und ganz roh geworden war. Dieser ward bald Traugotts ungestümer Nebenbuhler. Unerwartet kam der Churfürst Johann Friedrich als Feind vor Leipzig und Herzog Moritz bot alle junge Mannschaft zur Vertheidigung auf. Auch die beiden Böttchergesellen traten in die Reihen, und ein unglückliches Schicksal machte den rohen Gesellen zu Traugotts Kampfnachbar. Kaum hatte jener diesen hohnlächelnd neben sich wahrgenommen, als in ihm auch schon der Entschluß fest stand, sich seinen Nebenbuhler, bereits mit Dorchen durch des sterbenden Vaters Hand verlobt, vom Halse zu schaffen, was auch bald in der Dämmerung durch unbemerkten Meuchelmord geschah. Der Feind vor den Thoren zog ab, und der Mörder stürmte nach der Wohnung seines Meisters, um Dorchen mit der Nachricht, daß ihr Geliebter gefallen sey, fügsamer in seine Werbung zu machen. Aber hier trat ihm ein Ereignis entgegen, das ihn und seine Rohheit mit Schrecken erfüllte, denn als Traugotts Geist unter seinem Mordmesser entfloh, hatte eine 48pfündige Karthaunenkugel in Dorchens Stube geschlagen und ihr einen Arm genommen. Als der böse Geselle das Mädchen in ihrem Blute und Jammer er-

blickte, verließ er hastig das Haus und kehrte nimmer wieder. Dorchen wurde geheilt, und lebte in stiller Trauer und geräuschloser Frömmigkeit noch einige 50 Jahre. Am 1. Febr. 1599 starb sie, ward mit großer Feierlichkeit beerdiget und die Kugel, die sie so unglücklich machte, in der Wand des Gottesackers über ihrem Grabe eingemauert, wo sie noch jetzt zu sehen.

---

81. Der Tod in Wurzen.

Im Februar 1707 ritt ein schwedischer Soldat, Namens Andreas Stahl seines Fähndrichs Pferde bei dem Gerichte herum, damit sie nicht stätig würden. Als er wieder nach der Stadt zurückkehren wollte, kam ein langer Mann zu ihm, der gar kauderwelsch ausgesehen und eine große Sense in der Hand führte. Der Soldat fragte ihn, wo er hin wollte. Nach Wurzen, war die Antwort. Was er da zu schaffen habe, frug der Soldat weiter. Ich bin der Tod, entgegnete der Mann, und obgleich ich vor 100 Jahren in Wurzen ziemlich reine Arbeit gemacht habe, will ich es doch dies Jahr eben so machen. Kannst diese Nachricht den Leuten hinterbringen, daß sie sich auf meine Ankunft vorbereiten. Mit diesen Worten verließ der Tod den Soldaten, und dieser ritt in

die Stadt, erzählte, was ihm begegnet, seinem Wirthe Meister Jakob Plutz, und dieser meldete es den 7. März auf dem Rathhause; auch seinem Major berichtete der Soldat die gehabte Erscheinung und erbot sich, die Wahrheit derselben mit einem Eide zu bekräftigen! Aber das Jahr 1707 verging und der Tod kam nicht nach Wurzen.

---

82. Der Polzschner See bei Lommatzsch.

Zur Zeit Kaiser Heinrich des Voglers nannte man die Sorbenwenden Dalemincier, und die Gegend des Meißnerlandes, wo die überwundenen Wenden wohnten, Dalemincia, auf wendisch Glomacia, oder Lomatia, Lommitzsch, daher das Städtchen Lommatzsch seinen Namen hat. Eine Viertelstunde davon war ein Brunnen: Glomitz genannt, zu dem die Wenden von allen Orten wallfahrteten. Dieser Brunnen hieß später der Polzschner See. Bei ihm sollen die abscheulichen Götzenbilder der Wenden gestanden und ihre Priester Zauberei und Beschwörung des Brunnens getrieben haben, der alsdann ein Zeichen von sich gab, indem auf seiner Oberfläche entweder Weizen und Eicheln, oder Blut und Asche schwammen. Erstere bedeuteten ein glück=

liches, letztere ein unglückliches Jahr. Dabei opferte man den Götzen einen Fremdling durch Verbrennen, wobei das Volk große Andacht zeigte. Durch diesen Götzendienst ist die Stadt Lommatzsch sehr in Aufnahme gekommen.

---

83. Wilhelm Cocles und Bischoff Benno.

Wilhelm, Markgraf zu Meißen, wollte dem Bisthume Meißen Manches entziehen. Da erschien ihm der 1106 verstorbene Bischoff Benno mehrmals im Traume und drohete ihm. Da Wilhelm darauf nicht achtete, sondern seinen Willen ausführte, erschien ihm Benno abermals und forderte, daß er dem Stifte Alles wieder erstatte. Man überredete aber den Markgraf, von diesem Traume Nichts zu halten, und Benno erschien ihm zum drittenmal, in der Hand eine brennende Fackel, mit der er ihn ins Auge stieß. Wilhelm erwachte vom Traume und war — auf einem Auge geblendet, daher er den Namen Cocles oder der Einäugige erhalten. Darauf soll er dem Altare Trinitatis, bei dem er begraben liegt, zwei Lehne gestiftet haben.

---

84. Das Crucifix zu Döhlen.

Die Kirche des Dorfes Döhlen, im Dresdner Amte, 2 Stunden südwestlich von Dresden, war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort, weil auf ihrem Altar ein wunderthätiges Crucifix stand. Dasselbe war einst, neben mehrern Trümmern einer zerstörten Kirche, von den angeschwollenen Fluthen der Weisseritz herbeigeführt, und bis auf die ziemlich hochgelegenen Stufen des Kirchhofes geschwemmt worden. Man hob es auf und stellte es feierlich auf den Altar, wo es in der Folge viele Wunder, namentlich Krankenheilungen, bewirkte.

---

85. Martin Künzelmann in Döhlen.

In demselben Dorfe Döhlen war in den Jahren 1535 bis 1569 Martin Künzelmann Pfarrer. Er galt weit und breit als der mächtigste Teufelsbanner und Wunderdoctor, und ward als solcher oft in fremde Länder berufen. So heilte er unter andern einen reichen böhmischen Grafen, der vom Teufel besessen war. Dabei aber war er keineswegs geldsüchtig, sondern der Lohn, den er für seine Kuren verlangte, bestand meist nur in einigen jungen Obstbäumen und Pfropfreißern. Diese pflanzte und pfropfte er theils selbst, theils gab er

sie seinen Pfarrkindern. Ueberhaupt that er Alles, um die deutsche Obstbaumzucht zu vervollkommnen, und um dieses großen Verdienstes willen ehrt noch jetzt Döhlen und die Umgegend sein Andenken.

---

86. Aufkommen des Bergbau's bei Scharfenberg.

Im Jahre 1225 jagte Markgraf Heinrich der Erlauchte in der Gegend von Scharfenberg. Da stieß sein Roß mit dem Hufe einen Stein auf, der so schön funkelte und glänzte, daß der Markgraf abstieg und ihn aufhob. Nachher ließ er denselben in Freiberg untersuchen, und siehe, es war gutes Silbererz.

So soll der Scharfenberger Bergbau aufgekommen seyn.

---

87. Der Nixenstein bei Strehla.

Ohnweit Strehla an der Elbe ragt ein großer Felsstein weit in den Strom hinüber. Dieser Fels heißt der Nixenstein, weil ein Nix mit seiner Frau dort wohnt. Wenn der Neumond auf den Felsen scheint, sieht man den Nix darauf sitzen und arbeiten, auch wohl die Nixin Wäsche bleichen und trock-

nen. Sobald aber Jemand ihnen auf funfzig Schritte naht, huschen sie in den Elbstrom.

Die Schiffer weichen dem Nixensteine ängstlich aus, denn jedes Jahr verunglückt dort wenigstens 1 Mensch im Wasser.

Auch erzählt man noch folgendes Mährchen:

Einstmal kam ein Mann nach Strehla zur Wehmutter, und bat sie dringend, ihm zu folgen. Die Frau faßte sich ein Herz, und ging mit ihm. Der Mann führte sie durch Nacht und Nebel zum Nixenstein hinaus, und schlug mit seinem Stocke daran. Der Fels that sich auf, und sie traten in ein stattliches Zimmer, wo auf einem weichen Bette eine Frau in Kindesnöthen lag. Der Nix winkte der Hebamme, ihren Beruf an der Kreiserin zu üben, und verließ das Gemach. Als die Wöchnerin der Hülfe nicht mehr bedurfte, kam er zurück, hielt der Hebamme einen mit Goldstücken gefüllten Korb hin, und sagte: Was dein Lohn ist, das nimm dir! Da nahm sich die Hebamme so viel, als sie mit gutem Gewissen verlangen konnte, und dankte viel tausend Mal. Dessen freute sich der Nix, und lobte sie, und sagte: Daran thust du wohl, daß du nicht mehr nimmst. Hättest du zuviel genommen, wäre dir's übel bekommen. Das Wenige reicht hin zu deinem Glück!

Hierauf führte er sie nach Strehla zurück. Das Goldstück aber, welches die Hebamme sich genommen, bewies sich recht brauchbar; denn wie oft sie es ausgab, immer kam es binnen drei Stunden in ihre Tasche zurück.

88. Bruder Weiberfeind in Meißen.

Im Jahre 1503 lebte in Meißen ein Mönch, den seine Confratres den Bruder Weiberfeind nannten, weil er dem weiblichen Geschlechte spinnegram war. Er pflegte, so oft ein Mädchen getauft wurde, voll Aerger zu sagen: Erst getäuft, dann ersäuft! und wäre es auf ihn angekommen, so hätte er gewiß alle Mädchen in der Elbe ersäuft. Für diesen Haß, dessen Ursache Niemand erforschen konnte, strafte ihn das Geschick, und was er den Mädchen gewünscht, das ward ihm zu Theil. Denn als er einstmals auf der Elbbrücke stand und, auf das Geländer gelehnt, in das Wasser hinabblickte, da brachen die Stäbe des Geländers, er stürzte hinab und kam in den Wellen um.

89. Dietz Grünrad von Großenhain.

In der Fehde des Markgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange gegen den Markgrafen Hans von

Brandenburg, war Großenhain in großer Noth. Die Stadt ward von den Brandenburgern hart bedrängt, litt Mangel an Lebensmitteln, und der Markgraf Friedrich, auf den sie ihre letzte Hoffnung setzte, war durch die Stellung des Feindes gänzlich von ihr abgeschnitten. Nur zwischen Ergebung auf Gnade und Ungnade oder Tod blieb die Wahl.

Da stellte sich ein muthiger Jüngling, Namens Dietz Grünrad, der Altgesell der Tuchmacher, an die Spitze seiner Mitgesellen, deren Zahl an die drei Hundert betrug, that mit ihnen einen Ausfall gegen die Feinde, schlug sie in die Flucht und eroberte das Hauptpanier desselben. So ward die Stadt gerettet.

Markgraf Friedrich ehrte den Muth der wackren Tuchknappen, und belohnte ihre Treue, indem er der Tuchmacherinnung die eroberte feindliche Fahne schenkte. Dieselbe ging zwar in einer Feuersbrunst verloren, aber noch heute hat die Innung das Recht eine Fahne zu führen, und ihr, mit dem sächsischen Wappen geschmücktes Panier genießt noch jetzt bei feierlichen Aufzügen die Ehre militärischer Begrüßung.

---

90. Der Erlpeter in Pirna.

Von Pirna abendwärts quillt der sogenannte Gesundheitsbrunnen, von dem die Sage erzählt,

daß einst ein Viehhirtenjunge, mit dem Ausschlage behaftet, daraus getrunken, sich mit seinem Wasser gewaschen, und davon die schönste Haut bekommen haben soll. Nun bedienten sich derselben viele Kranke und wurde er im Herbste 1687 mit einem Behältniß umschlossen und steinernen Gewölbe versehen. Ums Jahr 1670 entstand die Gewohnheit, alljährlich an der Mittwoche nach Pfingsten einen Spaziergang zu diesem Brunnen zu machen, wo es dann mit musiciren, tanzen, singen und schießen fein lustig herging. Unter den Wallfahrern befanden sich Adelige und Bürger aus Dresden, und nannte man dieß Fest pirnaische Wallfahrten. Sonst stand über dem Brunnen eine steinerne Tafel eingemauert mit der Aufschrift: „Deut. VIII. — Hüte: Dich: Und: Vergiß: Deines: Gottes: Nicht, der dir Wasser aus dem harten Felsen giebt. George Dinckel ad D M J 1541.“ Das Brunnenwasser lief durch eine Flasche, welche eine steinerne männliche Figur unter dem rechten Arme hielt, über welcher zu lesen war:

> Der ehrliche Peter bin ich genannt,
> Armen Leuten wohl bekannt,
> Wer nicht Geld hat in seiner Tasche,
> Der trinkt mit mir aus meiner Flasche.

Aus dem ehrlichen Peter ist später in der Volkssprache der Erlpeter geworden.

91. Der Dresdner Mönch.

Den 22. April 1694 ist es sehr unheimlich im hiesigen Schlosse gewesen und hat sich der Dresdner Mönch als Anzeige des Todes einer hohen Person sehen lassen. 1698 den 5. October hat der Mönch die Wachen auf der Festung so sehr geplagt, daß sie von allen Posten einander zu Hülfe geschrieen, und ein Soldat fast im Graben herabgeworfen worden, den Leutnant, der die Runde gethan, hat es ebenfals attakiret. Es wär' ein solcher Lärm geworden, daß man die Trommel wollte rühren lassen und keiner mehr die Wache verrichten. Die Veranlassung zu der Sage vom Mönche sollen Figuren auf dem Thurme der alten Kreuzkirche gegeben haben, wo auf der einen Ecke Jesus, auf der andern ein Engel, und auf den andern Teufel in Mönchskleidung standen.

---

92. Das Weiberregiment in Dresden.

An einem Hause auf der Moritzstraße (das 1833 dem Herrn Hofrath Kreißig gehörte) war sonst ein steinernes Bild aus Stein gehauen, zu sehen, das einen, auf Händen und Füßen kriechenden Mann

vorstellte, auf dem die Frau ritt und ihn mit Zügel und Peitsche lenkte! 1714 wurde bei einer Reparatur das Bild weggenommen, und in den damals Vogelrischen Garten auf der Ziegelgasse, vor dem Pirnaischen Thore versetzt; da später dieser Garten ganz verbaut worden, ist das Wahrzeichen verschollen oder verloren gegangen.

---

93. Das Bäckermädchen in Pirna.

Die Tochter eines Bäckers mußte täglich Brod ins Mönchskloster schaffen, wofür sie das Geld in Empfang nahm. Einstmals kam sie nicht zurück, und als der Vater die Mönche fragte, versicherten diese, daß sie mit dem Gelde fortgegangen sei. Ein besoffner Zimmermann aber war in der Klosterkirche eingeschlafen. Um Mitternacht erwachte er durch ein verworrenes Geräusch von männlichen und einer klagenden weiblichen Stimme, und sah, wie 2 Mönche das Mädchen geschleppt bringen, und — erstechen. Wegen solcher Schandthat ward das Kloster aufgehoben. Ein Stein mit dem Bilde bezeichnet noch heute das Haus ihres Vaters auf der Langengasse.

---

94. Das Brückenmännchen in Dresden.

Ehe noch die Brücke die jetzige Ansicht erhielt, sahe man nicht weit vom Kruzifix an einem äußern Bogen derselben das sogenannte Brückenmännchen, welches den Baumeister der Brücke Matthias Fotius, in Stein gehauen, vorstellen soll. Jetzt ist es unter den vierten Schwibbogen von Alt= nach Neustadt Dresden zu sehen, und hat die Gestalt eines kleinen gebücktsitzenden Männchens, mit untergestemmten Armen, zusammengeschlossenen Füßen und tief in die Augen gezogenen Mützchen.

---

95. Die Goldschmidtsfrau in Dresden.

In dem Hause hinter der Frauenkirche Nr. 532 war sonst auf einem steinernen Austritte im ersten Stockwerke eine Frau mit 5 Kindern, deren 1 auf dem Kopfe, 3 auf den Füßen um die Mutter herum standen, in Stein gehauen zu sehen. Das Monument soll zum Andenken einer von den Todten wiedererstandenen Goldschmiedtsfrau errichtet worden seyn!

---

96. Die Orangerie in Dresden.

August II. König von Polen schickte eine Gesellschaft Gelehrter nach Afrika, die aus den Wäldern von Tripolis 400, an Wurzeln und Aesten abgehauene Orangeriestämme für den König zum Drechseln mitbrachten. Dieser wünschte sie zum Treiben zu bringen, und dieser Verlauf gelang mit 100 Stück, welche nun die berühmte Dresdner Orangerie bildeten.

---

97. Der geflügelte Saturn in Dresden

ist von Stein in mehr als Lebensgröße an dem Eckhause in Neustadt, an der östlichen Seite der Brücke zu sehen, zum Andenken des großen Brandes in Neustadt Dresden 1685, von Balthasar Permoser aus Baiern, gestorben 1732, errichtet.

---

98. Der Queckbrunnen in Dresden.

Eine Dresdner Bürgersfrau, die bereits viele Jahre in unfruchtbarer Ehe gelebt hatte, zog in die Nähe dieses kleinen, unansehnlichen Brunnens, aus dem sie nun täglich trank. Bald nachher fühlte sie sich schwanger, und als sie ihren Zustand den

Nachbarinnen und Freundinnen mittheilte, breitete sich die Sage aus, daß dieser Brunnen die weibliche Unfruchtbarkeit aufhebe. Dies veranlaßte den Herzog Georg, manche sagen, auf Befehl des Pabstes, über diesen Brunnen eine Kapelle zu bauen. Der Brunnen erhielt den Namen Queckborn, weil queck so viel als munter, frisch bedeute, und die Kapelle ward der lieben Frau zum Queckborn geweiht. Meilenweit her kamen Weiber, um aus diesen Brunnen zu trinken. Da aber bei diesen Wallfahrten sich bald Unfug und Unsittlichkeit einmischte, ward die Kapelle auf Befehl des Herzogs wieder abgetragen, und der Brunnen nur übermauert. Zum Andenken an die wunderthätige Kraft desselben, steht noch jetzt auf der Spitze des Bornhäuschen ein Storch mit einem Kind im Schnabel.

---

99. Der Schatz im Proitschenberge bei Budissin.

Im Proitschenberge bei Budissin soll gegen die Spree zu eine verrufene Höhle seyn, in die einstmals ein Bauer ziemlich weit hinein gegangen und an eine verschlossene Thüre gekommen. Weil ihn aber Grausen anwandelte, sey er ohne weiteres Nachforschen wieder umgekehrt. In dieser Höhle läßt die

Sage einen großen Schatz vergraben liegen, und erzählt, daß darin ein großer, von Kerzen erhellter Saal sey, in dem an einer langen Tafel die Geister des Berges sitzen und zur ewigen Strafe in Haufen Goldes wühlen müssen. Vor längerer Zeit soll hier des Nachts ein kleines graues Männlein, mit langen schneeweißen Barte bemerkt worden seyn. Dies hörte ein gewißer Reichard aus dem Dorfe Seidau und beschloß, die Sache genau zu untersuchen. In einer finstern stürmischen Nacht machte er sich, nachdem er von den Seinen rührend Abschied genommen hatte, auf den Weg. Kaum hatte er die Spitze des Berges erreicht, so stand auch schon das graue Männlein vor ihm. So muthig Reichard erst gewesen war, so verzagt war er nun, doch erholte er sich bald wieder und fragte das Männlein, wer es sey, und was er hier zu thun habe. Ich bin, erwiederte es mit froher Hast, ein Geist aus diesem Berge, und bin, um eines Versehns willen, von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf und abzusteigen, bis meine Stunde der Erlösung kommt, und du, fuhr es fort, bist bestimmt mich zu erlösen; und das geschieht, wenn du allein den ungeheuern Schatz, in diesem Berge verborgen, heben wirst. Dies allein zu thun aber weigerte sich Richard hartnäckig. Da erlaubte es das Männlein, daß er seinem Bruder

den Vorfall entdecken und ihn zur Hebung des Schatzes mitbringen könnte. Sie versahn sich mit den nöthigen Werkzeugen und bestiegen in der nächsten Mitternacht den Berg. Das Männlein empfing sie, gebot ihnen aber, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten, und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden, wornach sich ihre Seele sehnte, den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte, sie zu tödten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichards Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten, und der Schatz — sank mit donnerdem Gepolter in die Tiefe!

Seit dieser Zeit hat der unglückliche Geist noch keine Erlösung gefunden.

---

100. Die Kohlen am Proitschenberge.

Einst spielten Kinder armer Eltern an diesem Berge, und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armuth ihrer Eltern kannten, dachten sie klug

genug, von diesen Kohlen so viel mitzunehmen, als sie fortbringen könnten, in der Meinung, daß sie doch wohl zu Etwas brauchbar seyn könnten. Da die Eltern sich darüber, als ein gutes Brennmaterial freuten, nahmen die Kinder ein Körbchen, und holten den Ueberrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten diese Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen, und fanden einen großen Haufen — Goldstücke.

---

101. Die Sct. Michaeliskirche in Budissin.

Als die Hussiten vor Bautzen oder Budissin lagen, sollen etliche Weiber Pech geschmolzen, und damit viel Feinde am Eselsberge getödtet haben. Die Feinde zogen ab und man schrieb den erhaltenen Schutz dem Engel Michael zu, und erbaute ihm zu Ehren eine Kirche, die man nach seinem Namen nannte. Auch wurde verordnet, Gott alljährlich für diesen Sieg feierlich zu danken, Messen zu lesen, feierliche Prozessionen zu halten, und das Te deum zu singen.

---

102. Die Blutflecken an der großen Mühle in Budissin.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechzehn Gängen. An ihrer Mauer, oben nicht weit unter dem Dachsimse, sieht man eine Menge Blutflecken, von denen die Sage Folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut wurde, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Uebereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechszehnten Gange Pferdeäpfel mahlen zu dürfen, und zwar, ohne daß ihn Jemand darin stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufels Hülfe fertig war, schüttete der Müller auf funfzehn Gänge Getreide, und der Teufel auf seinen sechzehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in guten Frieden getrieben, als der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Gesell war. Denn obgleich es der Meister ihm streng verboten, schüttete er dennoch auch auf den sechszehnten Gang Getreide, und schmälerte so das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden, und ward zornig, faßte den Mühlknappen, und warf ihn zur Strafe außen

an die Mauer, so daß er alsbald todt blieb. — Davon rühren jene Blutflecken her.

---

103. Der Verräther Peter Preschwitz in Budissin.

Im Jahre 1429 belagerten die Hussiten die Stadt Budissin mit großer Macht, und stürmten am Burckardstage acht Stunden lang von vier Seiten, konnten aber die Stadt nicht nehmen. Daher war ihnen das gottlose Anerbieten des Stadtschreibers, Peter Preschwitz, um eine gewisse Summe Geldes die Stadt ihnen zu verrathen, gar willkommen, und sie versprachen dem Verräther das Geld gern. Noch gab er ihnen ein Zeichen, damit sie bei der Eroberung sein am Markte gelegnes Haus schonen möchten; nemlich er legte an alle Fenster desselben große neue Ziegelsteine. Nun harrte er der günstigen Stunde.

Aber leider, ehe ihm diese kam, hatte die Stadt mit den Feinden sich verglichen, und dieselben durch ein ansehnliches Brandgeld befriedigt, so daß sie von dannen zogen, nachdem sie noch Preschwitzens Verrätherei dem Rathe der Stadt offenbart hatten. Sogleich wurde Preschwitz verhaftet, und da sein Verbrechen erwiesen war, um den Ring geschleift

und dann auf dem Markte geviertheilt, und an jeglichem Thore ein Viertheil aufgehängt.

An der höchsten Spitze des Schwibbogens in dem Thore, auf welchem der Nickelsthurm steht, sieht man einen steinern Mannskopf. Das ist der Kopf des verrätherischen Preschwitz, zur Warnung dort aufgestellt.

---

104. Der Teufelsstein bei Pliskowitz.

Bei Pliskowitz, einer alten wendischen Opferstätte, ist auf einem großen Steine ein Eindruck zu sehen, den der Teufel, als er auf diesem Steine gesessen, zurückgelassen haben soll.

---

105. Entstehung und Name der Stadt Budissin.

Im Jahre 958 gründete ein böhmischer Burggraf Wenzeslaus einen Ort, unschlüssig, ob es ein Dorf oder eine Stadt werden sollte. Die Gemahlin des Burggrafen aber war gesegneten Leibes, und saß an einem grünen Raine dort, wo jetzt das Lauenthor ist, und sahe dem Bauen zu. Da trat ihr Ge=

mahl zu ihr, und fragte sie um ihren Rath, ob er den neuen Ort zu einer Stadt erheben sollte. Hierauf antwortete sie in böhmischer Sprache: Opannotham budissin Buditae pinue thonista, d. i. auf deutsch: O lieber Herr, wird das ein Sohn seyn, das ich in meinem Leibe trage, so soll dies auch eine Stadt werden!

Als sie nun Gott mit einem jungen Sohne erfreut hatte, so ward der Ort zu einer Stadt erhoben, und nach den böhmischen Worten: Bude syn? (d. h. wird es ein Sohn?) Budissin genannt.

---

104. Die Sensen im tiefen Grunde der sächsischen Schweiz.

Ganz in der Nähe der schönen Wasserfälle, welche das Waizdorfer Wasser und den Grundbach im tiefen oder Hohensteiner Grunde der sächsischen Schweiz bilden, findet man zwei in den Felsen eingehauene Sensen, und darunter die Jahreszahl 1699 zur Erinnerung an ein seltsames, trauriges Ereigniß der Vorzeit. Es forderten sich nämlich zwei junge Bauerbursche eines Mädchens wegen auf — Sensen. Das Duell ging vor sich und Einer der Kämpfenden fand hier seinen Tod und sein Grab! Die Unvernunft findet doch in jedem Stande Mittel sich zu zeigen.

---

107. Das Schneider- und das Pfaffenloch in der sächsischen Schweiz.

Ganz nahe bei der berühmten Felsenhöhle, der Kuhstall genannt, befindet sich in einer andern Felsenwand das Schneiderloch mit einer angemahlten Scheere, in das hinauf zu steigen Mühe kostet. Hier soll in früher Zeit ein Haupträuber, seines Handwerks ein Schneider, sich lange verborgen haben, endlich aber doch noch entdeckt worden seyn. Unweit davon sieht man eine ähnliche Höhle, die aber zu besteigen, gefährlich ist. In ihr soll sich im Hussitenkriege ein katholischer Geistlicher des Dorfes Lichtenstein versteckt haben, als seine Hussitisch gesinnten Kirchkinder ihn verfolgten und tödten wollten. Daher heiße die Höhle das Pfaffenloch. Endlich fanden sie ihn und stürzten ihn in eine tiefe Kluft, die davon noch heute die Pfaffenkluft genannt wird.

---

108. Die Todtenknochen bei Rathen.

Nahe bei den Ruinen des Schlosses Altrathen an der Elbe hat man viele Todtenknochen gefunden, über deren Daseyn an diesem Orte eine zwiefache Sage geht. Die jüngere schreibt sie den Bürgern

Pirna's zu, welche sich 1639 vor den unmenschlichen Grausamkeiten der Schweden unter ihrem General Banner, die in Pirna verübt worden, hieher flüchteten, und eine Zeit lang hier lebten, wo viele starben. Die ältere und wahrscheinlichere Sage meint, daß diese Todtengebeine aus der Zeit der Kriege mit den Sorben herrühren. Diese hatten die feste Burg inne, weil sie solche selbst erbaut hatten und Ratin nannten. In einer Urkunde von 1468 hieß sie der Ratin. Auf die große Festigkeit der Burg vertrauend, wurden die Sorben in ihrer Bewachung nachlässig, und von den Deutschen überfallen. Vor Schreck und Verzweiflung stürzten sie sich bei der alten Brücke in den Abgrund. Da man nun den sonst so tapfern Sorben solche Feigheit nicht mit Recht zutrauen kann, so muß man annehmen, daß die Gebeine sowohl von Sorben als Deutschen, die hier im hartnäckigen Kampfe um die Burg fielen, herrühren.

---

109. Das Kreuz bei dem Diebskeller in der sächsischen Schweiz.

Als die Schweden 1639 auch in diesen Gegenden die Menschen quälten, verfolgten sie auch ein junges Mädchen, bis in diese Felsen. Sie flüchtete sich auf Einen derselben, und hoffte hier sicher zu

seyn, aber vergebens, denn thierische Lust machte ihre Verfolger unermüdlich. Schon waren sie ihr so nahe, daß sie dieselbe oben am Rande des Felsens ergreifen konnten; da stürzte sie sich entschlossen von ihm hinab und fand in der schauerlichen Tiefe ihren Tod und ihr Grab. Zum Andenken an diese traurige Begebenheit hieben die Einwohner ihres Ortes ein Kreuz in den Felsen. In neuerer Zeit ist zwar ein Theil des Felsens mit dem Kreuze abgesprengt, aber an der frischen Wand das Kreuz mit Recht wieder erneuert worden.

110. Zigeuner in Sachsen.

Im Jahre 1418 kamen die ersten Zigeuner, die man gemeinhin Landdiebe nannte, nach Meißen und Leipzig, von wo sie aber bald wieder vertrieben wurden. Die Sage erzählt, daß man ums Jahr 1348 den Juden Schuld gegeben, die Brunnen vergiftet zu haben, und sie dafür ohne Unterschied erschlagen und verbrannt hätte, namentlich in Erfurt über Tausend, daß die Uebrigen in Wüsteneien, Höhlen und Wälder geflohen wären, und sich daselbst sehr vermehrt hätten. Nach 50 Jahren, als die Verfolgungen aufgehört, sollen sie wieder zum Vorschein gekommen seyn, und weil eben der Hussitenkrieg tobte, auf die List verfallen, sich einen Hauptmann,

Namens Zundel zu wählen. Sie gaben vor, daß ihre Vorfahren in Egypten gewohnt, aber von da vertrieben worden wären, weil sie nicht an die Jungfrau Maria und ihren Sohn glauben wollten. Sie rühmten sich ihrer alten Kunst: Feuer zu versprechen und aus den Handlinien zu wahrsagen. Der Pöbel benutzte und bezahlte ihnen ihre Lügen oft theuer. Nach und nach sollen sie wieder in Dörfer und Städte aufgenommen worden und Einige in jüdischer Kleidung erschienen, Einige aber bei dem unstäten, liederlichen Leben geblieben seyn. Daß sie nicht verrathen würden, bildeten sie sich aus dem Hebräischen und Deutschen eine besondere Sprache, zu der sie einige neue Wörter erdichteten. Von ihrer Anwesenheit in Sachsen findet man mehrere Spuren.

---

111. Der steinerne Rumpf ohne Kopf.

In der Kirche zu Neukirch bei Nossen soll ein Denkmal des Kunz von Kauffungen seyn, der da begraben läge. Da man aber des Prinzenräubers Grab bis jetzt nicht gewiß kennt, und schwerlich erlaubt worden seyn dürfte, ihm ein Monument zu errichten, so ist diese Sage wohl auch nichts, als — Sage.

---

112. Domthürme in Meißen

waren sonst drei höckerige, davon der eine noch steht. Als Kaiser Karl der V. wegen des Siegs über Johann Friedrich und dessen Gefangennehmung bei Mühlberg hier das Te deum singen ließ, soll ein Blitz aus hellen Himmel in die zwei nebeneinanderstehenden Thürme geschlagen und sie zerstört haben.

---

113. Kroaten und Tartaren in Sachsen.

In dem Bärenwalder Thurmknopfe, 1662 aufgesetzt und 1732 wieder abgenommen, fand sich in einer Schrift die Bemerkung: „Zu welcher Zeit auch Landeshohe Obrigkeit gewesen: Johann Georg II. Churfürst zu Sachsen, welcher große Beliebung zu fremden Völkern jederzeit hat, dannenher Croaten weiße Tartaren, und viel barbarische Nationen um sich leidet, welches nicht gut.“

---

114. Der Apotheker in Pirna

soll die unerhörte Freiheit gehabt haben, aus seinem Hause eine sogenannte Hinterthüre durch die Festungsmauer auch außer der Stadt anlegen zu dürfen. Die Veranlassung dazu soll, wie Christian

Heckel in seinem „pirnaischen Elend“ erzählt, folgendes gewesen seyn. Als 1639 der schwedische General-Feldmarschall Banner Pirna inne hatte, und nach unsaglichen Bedrückungen, Ausplünderungen und Pläckerieen bei seinem Abzuge noch niederbrennen wollte, lebte in der Stadt der Apotheker Theophilus Jacobäer, der von seinen Mitbürgern der Nehemias der Stadt genannt wurde. Er that nämlich mit mehrern Bürgern dem feindlichen General einen Fußfall, daß er die Stadt mit Brand verschonen möge! Banner aber wies sie zornig von sich, und nun zog fast das ganze Stadtvolk hinaus und übers Wasser. Jacobäer weilte noch in seinem Hause und räumte noch einige übriggelaßne Brocken in Keller, da thut ihm der schwedische Oberste Samuel Oesterling, ein geborner Sachse, den Antrag, zu der churfürstlichen Frau Witwe nach der Lichtenburg zu reisen, dieser das Elend und die angedrohte gänzliche Verwüstung der Stadt vorzustellen und sie zu vermögen, bei dem schwedischen General eine Fürbitte zu thun. Jakobäer hielt erst diesen Antrag für eine List, ihn aus der Stadt zu entfernen, da aber der Oberste ihm sein Leibpferd und seinen Siegelring übergab, unternahm er den gefährlichen Weg und ließ sich des Nachts über die Elbe setzen. Finsterniß und Regen machten ihm zwar die Reise beschwerlich, aber er achtete es nicht. Bei Dresden

wurde er von den churfürstlichen Truppen gefangen und für einen Spion gehalten. Der Rittmeister Junghanns aber kannte ihn schon früher als einen ehrlichen Mann, und ließ ihn durch einige Reuter als Gefangnen nach Dresden führen, wo er durch den Obersten Schlieben vor den Churfürsten und von diesen zu Ihrer Hochfürstl. Durchlaucht Frauen Magdalenen Sybillen, mit der Königin von Schweden verwandt, gebracht wurde, und diese — unterschrieb einen in Eil gestellten Brief willig und eilig an Bannern. Jacobäer säumte nicht, damit zurückzukehren. Als er aber bei Kopitz über die Elbe will, ist weder ein Kahn noch ein Mann zu sehen. Da gewahrt er einen Jungen mit einem Fischkähnlein, den will er brauchen und das Pferd am Zügel beiher schwimmen lassen. Da sie vom Lande sein, kömmt ein Wirbel und harter Wind, das Pferd reißet, und er ist in Gefahr zu ersaufen, darum schickt er aufwärts in die Poste nach einem großen Gefäße, und kommt in einer halben Stunde über, und geht noch mit einem Vornehmen des Rathes hinaus nach der Zehist zu Bannern. Da dieser den Brief empfängt, spricht er mit Bestürzung zu ihm: Bist du der Leichtfertige, der das Werk getrieben hat? Dann fuhr er brausend fort: bei dem Commandanten in der Stadt sollt ihr Antwort haben. Dieser aber sagt: Ihr leichtfertigen Leute seyd nicht werth, daß

ihr einen solchen guten Ackord bekömmt, (es sollten nämlich nur die Thore, Thürme der Festung, das Salzhaus und einige andere öffentliche Gebäude nach Kriegsbrauch verbrannt, die Stadt aber verschont werden) ich muß auch noch meine Gebühr, zum wenigsten 4 oder 500 Reichsthaler und die Glocken haben. Er drohte ferner Jacobäern und 2 Bürgermeister als Geiseln mitzunehmen; aber sie alle entgingen ihm durch eine List des Erstern, und der Commandant Jeßwitzko mußte leer abziehen. Die Thürme und Thore wurden abgebrannt, aber der wackere Oberste Oesterling selbst trieb die Bürger an fleißig zu löschen, und hat auch das Feuer der Stadt weiter keinen Schaden gethan. Dieser Theophilus Jacobäer ist den 29. Juli 1759 verstorben, und ist durch ihn die Stadt von gänzlicher Verwüstung gerettet worden. Außer andern Ehrenbezeugungen, Monumenten und dergl. soll er auch anfangs erwähntes Recht der Thüre erhalten haben.

---

115. Das Mönchsloch.

Der Mönchsstein ist ein senkrechter hoher Felsen bei dem Ruinen des Alt-Rathen in der sächsischen Schweiz, und darin ein Loch, das man von der Elbe aus sehen kann, und das Mönchsloch heißt. Die Sage erzählt, daß ein Mönch zu der Strafe ver-

urtheilt worden sey, darin zu wohnen, was aber, da es nur 5 Fuß breit und lang und 6 Fuß hoch ist, wohl unmöglich ist. Da die Höhlung ausgehauen und mit einem Thürfalze ist, vermuthet man, daß es zum Schutze eines lauernden Burgwärters eingerichtet worden sey.

---

116. Das Häuschen auf dem Winterberge

in der sächsischen Schweiz dient als Denkmal eines merkwürdigen Ereignisses in der Geschichte der sächsischen Fürsten. Churfürst August kehrte von der Kaiserkrönung Ferdinand I. über Prag zurück, und hielt nebst dem Churprinz Christian auf diesen Gebirgen eine Jagd, bei der es besonders auf einen ungewöhnlich großen und schönen (einige sagen auch weißen) Hirsch abgesehn war. August stellte sich in der Nähe der hohen Wände und ließ sich den Hirsch zutreiben. Dieser aber, mit den Felsensteigen wohlbekannt, suchte einen Ausweg zur Flucht auf einen hohen Felsen, der gegen 30 Schritte im Umfange hatte, und sich über einen Abgrund von mehrern hundert Ellen erhob, und zu dem ein, kaum eine Elle breiter Fußsteig führte. Bis dahin hatte der Churfürst den Hirsch verfolgt und stand auf diesem gefährlichen Wege mit angelegter Bürschbüchse,

als der Hirsch, aufs Aeußerste getrieben, Miene machte, umzukehren. Geschah das, so stürzte er den Fürst zerschmettert in den Abgrund. Aber August verlor in dieser so augenscheinlichen Lebensgefahr nicht die Besinnung, sondern legte sein Gewehr auf den Hirsch mit den Worten an: Entweder ich treffe dich, oder du bringst mich ums Leben, und schoß so glücklich, daß der Hirsch zu Tode getroffen, in die Tiefe stürzte. Zur Erinnerung ließ später der Churprinz an dem Orte, wo sein Vater beim Schusse stand, eine steinerne Tafel mit dem churfürstlichen Wappen und der Jahrzahl 1558 befestigen, und auf dem Felsen darüber den Namen Augustus, 1558 eingraben, auf der 15 Ellen höhern Felsenfläche aber ein kleines Jagdhaus erbauen, und auf die Spitze des runden Daches des Hirsches Geweihe befestigen. Leider hat Leichtsinn und Raubsucht Häuschen und Tafel sehr ruinirt.

---

117. Der heil. Antonius in Leuben bei Oschatz.

Beim Eintritte in den Herrnhof in Leuben sieht man rechter Hand ein Gebäude, das ehemals eine Kapelle war, in der der heil. Antonius verehrt und die Ritterguthsbesitzer beerdigt wurden. Lange hatte sich die Bildsäule des Heiligen in einem Winkel

erhalten, bis man sie endlich in das darüber angebrachte Backhaus versetzte, und nun Maurer und Zimmerleute ihre Arbeit begannen, um aus der Kapelle ein Wirthschaftshaus, namentlich einen Schüttboden zu machen. Aber der Heilige fing an des Nachts bis 1 Uhr zu poltern. Man hörte hämmern und lärmen an den Mauern, und wenn die Arbeitsleute früh wieder zu ihrer Arbeit kamen, fanden sie Alles durch einander geworfen. Als eines Tages das Gesinde des Herrenhofes in die Schenke gegangen war, schleppte Hans der betrunkene Schafknecht das Heiligenbild herbei und trieb damit allerhand Gespötte. Um Mitternacht gingen die Schwärmer nach Hause und der Schafknecht zu seinen Schaafen, um bei ihnen in der Horde zu übernachten. Der Weg führte ihn bei der ehemaligen Kapelle vorbei; plötzlich stand der gemißhandelte Heilige vor ihm, und versetzte ihm so viele und derbe Faustschläge, daß Hans lange Zeit einen geschwollnen Kopf hatte. Später wurde das Heiligenbild begraben und die Spukereien hatten ein Ende. Nach einiger Zeit fand sich dazu die Aufklärung. Einige der Arbeiter selbst gruben Nachts in der Kapelle nach Schätzen, daher die Unordnung. Als Hans in der Schenke seinen Spott mit dem Heiligen hatte, war auch ein Katholik zugegen, der sich dann heimlich fortschlich

und seinen verhöhnten Heiligen mit Faustschlägen an dem Spötter rächte.

118. Der Obelisk

auf einem Bergabhange bei Oehna, unfern Bautzen, mit dem Buchstaben B. 1725 bezeichnet, ist von dem Ortsbesitzer D. Brescius zum Andenken an den wendischen Gott Flinz, dessen Bild man hier verehrt haben soll, errichtet worden.

119. Die Lauengasse in Budissin.

Wo sich diese befindet, soll sonst eine große dichte, Wildniß gewesen seyn, in der Bäume von 3 Klaftern Umfang gestanden, und sich außer andern wilden Thieren, auch Löwen aufgehalten haben. Da man sonst die Löwen auch Leuen nannte, soll davon die Gasse den Namen Leuen, später Lauengasse erhalten haben.

120. Das Diakonat zu Pausa.

Im Jahre 1572 wurde zu Pausa der erste Diakonus angestellt, welcher aber erst 1583 eine eigne Amtswohnung erhielt, und zwar durch einen Todtschlag. Nemlich Wolf Schaufel, ein Bauer

aus dem $\frac{3}{4}$ Stunde von Pausa gelegenen, jetzt den Fürsten von Greiz gehörigen Dorfe Bernsgrün, hatte einen Bürger von Pausa erschlagen, und wurde vom Churfürsten zu 60 Fl. Strafe verurtheilt. Dieses Blutgeld erbat sich der Rath von Pausa, und kaufte dafür ein armseliges Häuschen zur Amtswohnung für den Diakonus. Später als dasselbe doch zu klein und wandelbar erschien, ward es verkauft, und dafür ein anderes geräumigeres Haus am Markte gekauft. Von diesem ging die Sage, daß darin drei Jungfern, Schwestern, welche ihr Schätze darin vergraben hätten, bei Nacht umgingen, und namentlich auf dem obern Boden ihr Unwesen trieben. Im Jahre 1822 brannte der größte Theil der Stadt und auch das Diakonat mit ab. Beim Aufbau vernachlässigte man dasselbe so lange, daß man am Ende den Stall des, zur Pfarrwohnung angekauften, Gasthauses als Wohnung für den Diakonus einrichten mußte, welche freilich sehr feucht und sonnen- und mondenscheinlos ist.

Die Diakonatwohnung in Pausa war also erst eine für Blutgeld erkaufte Hütte, dann der verrufne Spukplatz dreier Jungfern, und zuletzt ein ehemaliger Pferdestall.

Ginge nun nicht die alte Sage: Diaconus Pausanus nunquam moritur, d. h. alle Diakonen in Pausa werden weiter versetzt, so wäre es wohl

bei oberwähnten Umständen, leicht möglich, daß es am Ende einmal an Bewerbern um dieses Amt fehlen könnte.

---

121. Kaiser Carl V. Bildniß

in der Kirche zu Jerisau, kam durch eine Laune desselben zuerst an den dasigen Pfarrer Georg Särgel dem es, wahrscheinlich von dem Engländer Woyt gemahlt, der Kaiser schenkte, als er 1547 auf seinem Zuge gegen Johann Friedrich den Großmüthigen, bei ihm übernachtete. Der Pfarrer verehrte es der Kirche, wo es zum Andenken an das kaiserliche Nachtlager aufbewahrt wird.

---

122. Nikolaus List

gewöhnlich nur Nickel List genannt, einer der berüchtigsten Räuber am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, lebte in Beutha unweit Hartenstein, unter der Firma eines Gastwirths. Bei seiner Gefangennehmung schoß er 2 Hartensteiner nieder, ward aber doch ergriffen, den 22. Mai 1699 gerädert, geköpft und dann verbrannt. Sein Haus machte man der Erde gleich und setzte darauf eine Schandsäule. Die erschossenen Bürger aber erhielten Denksteine mit Inschriften.

---

123. Die Steinschrift in Wildenfels.

Auf der Gräfl. Solmischen Bibliothek in Wildenfels verwahrt man vier uralte Steine mit Inschriften, deutscher Fractur ähnlich, die dem Meißnischen Markgrafen Herrmann, der ungefähr 1031 in einer Fehde gegen die Sorbenwenden blieb, gelten sollen. Hofrath Adelung hat sie für ächt erklärt, und so würden sie das älteste Denkmahl der obersächsischen Mundart seyn.

---

124. Der Ritter Herrmann

soll auf einem Berge, der Sommerstein oder Knochen genannt, unweit Schlettau norwestlich eine Burg besessen haben, von der man noch Spuren finden will. Nahe dabei westlich legte er im Thale ein Dorf an und nannte es Herrmannsdorf. Seinen 3 Söhnen gefielen diese ländlichen Ansiedelungen und sie erbauten sich, morgenwärts vom väterlichen Schlosse, ebenfals Dörfer und nannten sie nach ihren Namen Walter, Simon und Conrad: Waltersdorf, Simonsdorf, daraus der spätere Name Sehma, und Conradsdorf, daraus später Cunnersdorf entstanden.

---

125. Der krumme Schuß in Zwickau.

Als 1546 Ferdinand König von Böhmen und Herzog Moritz von Sachsen Zwickau belagerten, ist aus der Stadt mit einem Stück (Kanone) durch beide Kirchthüren geschossen worden. Die Kirche liegt der Stadt fast zwischen Morgen und Mittag, die Thüren aber gehn gegen Mittag und Mitternacht. Bei der mittäglichen Thüre liegt ein Berg vor, und die mitternächtliche geht ganz und gar nicht gegen die Stadt. Darum haben die Alten gemeinet, daß diesen Schuß ein Zauberer gethan habe, welcher gewußt, daß eben zu selber Zeit sich in der Kirche viel vornehme Herren aufgehalten, und sind darum auch keine neue Thüren gemacht, sondern nur Bretlein vor die Löcher genagelt worden.

---

126. Endeckung der Schneeberger Silberbergwerke.

Obgleich davon schon Nr. 7 dieses Theiles eine Sage erzählt worden, so dürfte doch auch folgende noch einen Platz finden. In der ehemals sehr wilden und fürchterlichen Gegend wurde einstmals große Försterei gehalten, und dabei den Gießbacher Mühlen, den Schlemaer Hammerleuten und andern

Einwohnern Holz angewiesen. Einer der Anwesenden hatte sein Pferd an einen Baum gebunden. Dieses ward ungeduldig und scharrte die Erde, wobei es eine Silbe d. h. gelbweises Silbererz in der Dammerde entblößte, und so Veranlassung gab, daselbst Bergbau auf Silber zu treiben. Zur Erinnerung daran soll vor Zeiten bei der St. Georgenzeche ein aufgenietetes Hufeisen zu sehen gewesen seyn.

---

127. Das Jagdschloß Grillenburg

im Tharander Walde, 1558 vom Churfürst August erbaut, giebt in Zimmern verschiedene Reime zu lesen, darunter auch folgende, welche die eigentliche Bestimmung des Schlosses kund geben:

Ich bin genannt die Grüllenburg,
Darauf geschieht gar mancher Schlurg.

Gedanken und schwere Phantasey
Legt man auf diesen Hause bei,
Mit Jagen, fahen Hirsch und Schwein,
Vertreibt man hier die Zeit allein.
Wer nun hat Grüllen und Mucke,
der laß sie hinter sich zurucke ꝛc

---

128. D. Fausts Höllenzwang.

So nennt die Sage ein Buch, in dem die Kunst gelehrt werde, Geister zu citiren, ja selbst den

Teufel sich dienstbar zu machen, was der berüchtigte D. Faust auch mit Hülfe dieses Buchs bewirkt habe. Es haben es schon viele Freunde der sogenannten schwarzen Kunst vergeblich gesucht, indem sie den Dornstrauch nicht wissen, unter dem es hinter dem Chemnitzer Schlosse am Wege nach dem Küchwald, vergraben seyn soll.

129. Das Lutherglas in der Kirche zu Ebersdorf.

In der Kirche zu Ebersdorf wird das Glas gezeigt, welches D. Luther dem D. Jonas schenkte, mit der Zuschrift:

> Dem lieben Dr. Jonas
> schenkt Dr. Luther ein schön Glas;
> Das lehrt sie alle beide fein,
> daß sie zerbrechliche Gläser seyn.

Das Glas ist aber unächt, denn das rechte steht entweder in Halle oder Nürnberg.

130. Der Schatz im Schlosse Rabenstein.

Ein ehemaliger Besitzer des Schlosses von Carlowitz, der sehr mißgestaltet gewesen, soll in ihm an einem unbekannten Orte eine Pfanne voll Geld

vergraben haben, mit dem Bannspruche, daß ein Besitzer des Schlosses aus seiner Familie, eben so bucklich, wie er, den Schatz finden und heben soll.

---

131. Die Scheuer in Callenberg,

wo Kunz von Kauffungen, dem das Dorf gehörte, die Strickleitern fertigen ließ, womit er das Altenburger Schloß erstieg, um daraus die Prinzen Ernst und Albrecht zu rauben, ist längst zerstört, der Platz aber mit einer Denktafel bezeichnet, deren Schrift mit der Zeit unleserlich geworden. Diesem Uebel half ein Voigtländischer Schulmeister, der hier seine Verwandten besuchte, ab, und dichtete folgende Inschrift:

Hier knüpfte Leitern der Teufelskerl
Kunz Kaufung zu rauben des Landes Perl.
Hans Schwalbe dazu ihm war bereit,
Gelobt sey Gott in Ewigkeit.

S. D. G. (Soli Deo Gloria.)

---

132. Der Wunderbrunnen.

Auf dem Pill- oder Pöhlberge bei Annaberg soll ein Brunnen seyn, den aber nicht jedermann finden und sehen könnte, der bald da wäre, bald aber wieder verschwinde, und bei dem eine Jungfer

säße. (Wahrscheinlich Pfützen vom Regenwasser, die bald wieder austrocknen.)

133. Entdeckung des Buchholzer Bergbaus.

Als 1496 ein Fischer in der Sehma unterhalb Buchholz fischen wollte, stirrlte er am Ufer, um das Wasser trübe zu machen. Durch die verursachte Erschütterung brach ein Stück Ufer ein, und entblößte einen reichen Silbergang. Weil das am Vorabende des heiligen Frohnleichnamsfestes geschah, hat das neue Bergwerk den Namen Frohnleichnamsstollen erhalten.

134. Die Domkanzel in Freiberg

giebt zu der Sage Anlaß, daß ein Meister und sein Geselle jeder eine Kanzel gebaut habe, die des Gesellen aber besser gerathen sey, worüber der Meister so zornig geworden, daß er ihn erschlagen habe. Noch jetzt kann kein Prediger auf des Gesellen Kanzel auftreten, der Sage nach, wegen jener Greuelthat, der Wahrheit nach aber, weil es ihre Bauart, ihr Standpunkt und der Mangel eines Rükanhaltes nicht gestattet.

135. Die Lutherlinde in Ringethal.

Auf dem Kirchhofe in Ringethal, einem Dorfe bei Mitweide stehn 4 ungeheure Linden, die eine wahre Naturseltenheit sind. Die größte davon mißt 11 Ellen im Umfange und heißt die Lutherlinde, weil nach einer allgemein verbreiteten Sage, Luther unter, einige sagen sogar auf derselben gepredigt haben soll, weil ihm entweder der dasige Priester die Kirche nicht öffnete, oder weil diese die Menge Zuhörer nicht fassen konnte. Wegen dieser Begebenheit, obgleich Einige an ihrer Wahrheit zweifeln, wird jährlich zu Fastnacht eine Gedächtnißpredigt gehalten.

---

136. Das Raubschloß in Ringethal.

Das Raubschloß oder die alte Burg ist eine künstliche, aber sehr natürlich nachgeahmte Ruine in den Schloßumgebungen von Ringethal. An diesem Platze hat früher höchst wahrscheinlich die kleine Gottesburg, oder vor ungefähr 800 Jahren die Burg Grunado oder Gozne gestanden; andere halten es für die Burgwart Rochlini. Wenigstens haben hier im Mittelalter Ritter ihr Wesen

getrieben, wie man aus den Doppelwällen und Gräben, und aus den hier gefundenen Pfeilspitzen, Schwerdtklingen, einem unterirdischen Gange und dergl. schließen darf.

---

137. Strobelts guter Rath.

Georg Strobelt war gegen das Jahr 1534 Hüttenreuter und Schmelzer in Schneeberg. Einst ließ er in der, nahe bei der Hütte gelegenen Mühle mahlen, und konnte von seiner Hütte aus Alles sehen, was in der Mühle vorging. Hier sah er aber mehr, als ihm lieb war. — Strobelt sah nämlich seinen Sack mit Getreide in der Mühle, nicht weit von der Thüre stehen, und wurde den Meister gewahr, daß er seine Metze aus dem Sacke nahm. Dagegen war nun aber nichs einzuwenden: Denn was sich gebührt, das muß auch seyn. — Kaum hatte aber der Meister seine Metze weggenommen und solche in seinen Sack geschüttet, als die Frau Meisterin kam, und gleichfalls die Metze für ihren lieben Mann entnahm, eher zu viel als zu wenig. Dies waren also zwey Metzen. Es hatte aber die Frau Meisterin kaum diese zweite Metze an sich genommen, als der Knappe, indem er für den Meister ebenfals die Metze nahm, einen deutlichen Beweiß gab, daß er sein Handwerk verstehe.

Dieses dreimalige Metzen sah Strobelt, als der Eigenthümer dieses Getraides, aus seiner Hütte mit an, und schlich sich nun, unerkannt, ebenfals hinüber in die Mühle, wo er ein gleiches that, und seine Metze versteckte, dann aber heimlich zur Hütte zurückkehrte und nun den Müller bat, sein Korn zu mahlen. Als dieser nun den Sack ansah, wunderte er sich darüber, daß es so wenig Korn auf einen Scheffel wäre. Da sprach Strobelt mit lachenden Munde: Lieber Meister! Es geht mit diesem wenigen Korn ganz natürlich zu. Erst habt Ihr gemetzt, dann Eure Frau, und dann Euer Knecht. Dieses habe ich gesehen und gedacht, daß was Eurer Frau und Knecht recht wäre, mir auch erlaubt sey. Nun will ich euch den Rath geben: Laßt Eurer Frau und Knecht ihre Metzen wieder in den Sack schütten, dann will ich dieses auch thun, und Ihr werdet dann in Eurer Rechnung wohl bestehen.

Dieser Rath war zu treffend, als daß ihn der Müller nicht hätte befolgen sollen, und der ziemlich kleingewordene Sack ward wieder groß. —

---

138. Armenspende in Rückmarsdorf.

Im Jahre 1508 oder 1509 wurde ein Fräulein von Brandenstein aus dem Hause Dölkau, auf einer Reise von Leipzig nach Dölkau, plötzlich krank. Caspar von Weisbach, der hier wohnte und der Ortspfarrer ließen ihr die beste Pflege angedeihen, und sie genaß. Zum Dank vermachte sie der Gemeinde 72 Acker Holz, davon jeder Nachbar Eine, der Pfarrer aber 4 Kabeln oder Theile erhält, dafür muß aber die Gemeinde jährlich einmal die Armen nach gewisser Vorschrift, desgl. auch den Pfarrer, Schulmeister und die Gerichtspersonen speisen. Die Kosten dazu bringen die Holzbesitzer theils in Naturbeiträgen theils in Gelde auf; der Pfarrer war verpflichtet am Mondtage der Michaelismesse eine Messe zu lesen, eine Predigt zu halten und den Armen die Füße zu waschen; der Bader von Markranstädt hatte die Armen vor Empfang der Spende an einem steinernen Wassertroge zu schröpfen, zu salben, die Haare zu verschneiden und die Schadhaften zu verbinden. Die Reformation hat diese Stiftung verändert und veredelt, der Pfarrer hält eine Predigt und die Gemeinde speißt jährlich die Armen im Gemeindehause je dreißig und dreißig mit Brühsuppe, Erbsen,

Fleisch, Brod und Bier. Pfarrer, Schulmeister und Gerichten speisen zuletzt. Die Weiber sind reihum je 4 und 4 Wirthinnen und 4 Aufwärter kochen und theilen aus. Auf solche Weise wurden 1750 gegen 400 Arme gespeiset.

---

139. Das Monument

am Dohnaischen Schlage in Dresden soll daran erinnern, wie der Stadtrath am 27. Mai 1640 höhern Orts klagte, daß die Soldaten die armen Bauersleute vor dem Thoren plündern, niederwerfen, schlagen, und sogar eine Frau darnieder gestoßen hätten.

---

140. Die Venus in Budissin.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg steht, soll sonst ein Götzentempel und darin die Bildsäule eines schönen Weibes, mit einem Myrtenkranze um den Leib, einer Rose im Munde, einer brennenden Fackel auf der Brust, stehend auf einem Wägelchen von 2 schwarzen Schwänen gezogen, gestanden haben. Bei der Erbauung des Schlosses ist alles von Grund aus zerstört worden.

---

141. Der Kellner aus Mitweida.

Dieser soll, als den Nonnen des Klosters Marienthal bei Wurzen 1523 die Lust ankam, zu entfliehen, Eine derselben entführt haben, und dafür zur Strafe, auf Befehl Herzog Georgs geköpft und gespießt worden seyn. (vergl. Nr. 17. dies. Theils.)

142. Bergbau bei Leisnig.

An dem sogenannten Harlingsberge bei Leisnig soll ehemals ein Versuch mit Bergbau gemacht worden und der Kux noch als ein Wahrzeichen zu sehen, auch daselbst, und in dem dabei fließenden Görnitzbach Goldkörner gefunden worden seyn! 1530 soll ein Eseltreiber (es wurden in Leisnig Müller-esel gehalten) eine starke Zähe unscheinbares, doch ächtes Gold in einem Hohlwege gefunden und es um seinen Hut, wie die Zinnarbeiter mit den Zinn-schnüren thun, geschlungen haben. Ein Goldschmiedt hab' es ihm betrüglich abpartiret, darauf in dem-selben Getriebe geschürft, aber weder Gang noch Flötz gefunden.

143. Jutta von Duba

war die Tochter des letzten Grafen von Duba, von dessen Schlosse Altrathen in der sächs. Schweiz noch Ruinen zu sehn seyn sollen. Diese sollte nach des Vaters Willen den König von Böhmen Wentislaus heirathen, und ließ sie mahlen, um den Bräutigam ihr Bildnis zu schicken. Jutta aber verliebte sich in den Mahler. Um nun öfters den barschen Reden des Vaters auszuweichen und über ihr Schicksal ungestört nachdenken zu können, ging sie oft zu den Einsiedler Otto im Ottowalder Grunde, der von ihm den Namen trägt, und brachte ihm Nahrung. Einstmals von ihm zurück gekehrt, geht sie auf sein Anrathen in die Kirche zu beten. Da erhob sich ein Gewitter und ein Blitz entzündete die Kirche. Der Maler eilte herbei, rettete sie — und erhielt sie zum Weibe.

---

144. Die Kirche in Hohenwussen

bei Oschatz steht mitten in einer alten Schanze von 300 Schritten Umfang, die ehedem, ja noch im 30 jährigen Kriege als Festung diente, und noch jetzt findet man Erdwälle, Gräben, den bedeckten Weg das Glacis größtentheils in gutem Stande.

Vor Alters war das Dorf der Hauptpanie (Zupania) Wossen oder Wussin, daher auch sein jetziger Name.

---

145. Die Leonhardskapelle bei Seelitz.

Diese Kapelle soll die älteste im Lande, und von Ludger oder Leodegoir den Märtyrer, der ums Jahr 1000 den Sorben das Christenthum predigte, gestiftet worden seyn. Sie ward sehr bald ein berühmter Wallfahrtsort, und die Wallfahrer sollen sich da, wo jetzt Mitweida steht, gelagert und in einem Wirthshause zur Andacht vorbereitet, und so Veranlassung zur Entstehung der Stadt Mitweida gegeben haben.

---

146. Der Teufelsgrund bei Drachenau.

In diesem schauerlichen, grausenhaften Waldthale soll der Teufel aus Wuth über die fortschreitenden Christenbekehrungen unter die Bäume gefahren und ihrer viele entwurzelt haben.

Andeutungen von Sagen,

deren eigenthümlichen Gegenstand und Inhalt der Verf. bis jetzt nicht erfahren konnte.

Der letzte Heller, ein Landgut bei Annaberg.
Gespenster in der Superintendur in Annaberg.
Die Goldwäscherjungen von Auerbach.
Die 3 Mohren in Döbeln.
Der Todtentanz in Dresden.
Georg Baumann, der Schmiedegesell ebendas.
Die schlittenfahrende reiche Bürgersfrau das.
Der Schwarzkünstler das.
Die eingemauerte Nonne das.
Das Erdmännlein und der Schusterjunge das.
Helfenberg bei Dresden.
Teufelsscheune bei Forchheim.
Die sieben Jungfern auf der großen Wiese bei Glauchau.

Der Ziegelſtein bei Waldheim.

Die Rummelsburg bei Weißbach bei Wildenfels.

Die Zwerge bei Zittau.

Der Schatzenſtein bei Zwönitz.

Wittgens Raubſchloß.

Der Mönch Antonius und ſein Schwein.

Kuhlſtrunks Tochter.

M. Chriſtoph Teufelsführung.

Der Erfinder eines Wagens ohne Pferde zu fahren.

Der große Wind 1547.

Inhalt des dritten Bändchens.

Prosaischer Anhang.

Seite

Seite

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.



